

Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 10.

1883

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Vom Baume der Erkenntnis.

Von D. B a d e c h.

(2. Fortsetzung.)

Von jenem Tage an datirte die Freundschaft dieser beiden, die trotz der Verschiedenheit ihrer Charaktere und Bestrebungen einen geheimen Zug geistiger Wahlverwandtschaft zu einander verspürten. Richard kam täglich in das Haus des Kommerzienrats. Er vernachlässigte seine Beschäftigung, seine zahlreichen Freunde um dieses Mädchens willen, dessen ungewöhnliche geistige Bedeutung einen unwiderstehlichen Zauber auf ihn ausübte. Zudem war es das erstemal in seinem Leben, daß er eine so warme freundschaftliche Neigung einem Weibe gegenüber empfand; er, der bisher immer nur in schnell aufladerndem sinnlichen Feuer heut für ein Mädchen geschwärmt hatte, um morgen schon mit überlegenem Lächeln auf seine Verirrungen herabzusehen. Und wenn die ernste, ruhige Neigung, die er für Hedwig zu empfinden meinte, mitunter eine wärmere Färbung annahm, als sonst in der Natur eines Freundschaftsverhältnisses zu liegen pflegt, so trug daran nur die große sinnliche Erregbarkeit seines Wesens und das Ungewöhnliche einer Freundschaft zwischen jungen Leuten verschiedenen Geschlechts die Schuld. Hedwig selbst gab sich diesem freundschaftlichen Verkehr mit unbefangener Wärme und Herzlichkeit hin. Sie fühlte sich weniger einsam, nun sie bei ihrem jungen Freunde Teilnahme und Verständnis für ihre geistigen Bestrebungen fand. Sie war in den letzten Monaten weicher und schmiegsamer geworden. Ohne daß sie sich Rechenschaft zu geben wußte über ihre Gefühle, über die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war sie jetzt weniger häufig als früher den Anfällen bitterer Verzweiflung unterworfen, welche die jahrelange geistige Vereinsamung in ihr erzeugt hatte. Doch hatte sie in leicht erklärlicher Scheu ihrem jungen Freunde nie zuvor einen so rückhaltlosen Einblick in ihr innerstes Wesen gestattet als heut. Sie hatte sich seit Jahren der Mitteilung entwöhnt — war es da zu verwundern, daß es ihr schwer fiel, was sie so lange ängstlich geheim gehalten, einem anderen zu offenbaren! Und noch lange, nachdem Richard sie verlassen und in seinem beweglichen Geiste die Erinnerung an seine kleine Freundin zu weilen zurückgetreten war vor den neuen Eindrücken des Tages, konnte sie ihre Gedanken nicht losreißen von der Erinnerung an seine Worte und das Versprechen, daß sie ihm halb willen-

los, in einer traumhaft süßen Befangenheit, die sie nie zuvor gekannt, gegeben. Und mit einem Gefühl, das sie nicht zu enträtseln vermochte, halb sehnsüchtig und doch wieder mit heimlichem Bangen, sah sie dem Abend entgegen, an welchem sie ihm von neuem begegnen sollte. Fast zürnte sie sich selbst, daß sie sich dessen nicht mehr unbefangenen freuen konnte wie bisher.

III.

Der Glückliche, der einem flüchtigen Impulse folgend, mit wenigen unüberlegten Worten diesen Sturm heraufbeschworen, war inzwischen langsam seines Weges dahingeschlendert. Er war sich nicht entfernt der Wirkung seiner Worte bewußt. Das Ungewöhnliche, Romantische seiner Beziehungen zu dem jungen Mädchen hatte einen verführerischen Zauber für seine phantasievolle Natur. Er gab sich mit vollster Naivität den Eingebungen des Augenblicks, den launenhaften Einfällen seines Wizes hin, ohne sich in dem Vergnügen, das er dabei empfand, durch überflüssige Reflexionen stören zu lassen. Er war nicht gewohnt, seinen Neigungen Gewalt anzutun. Nicht daß er es darauf abgesehen hätte, die Unerfahrenheit des Mädchens zu mißbrauchen, um sie unter kluger Benutzung des unbegrenzten Vertrauens, das sie ihm entgegenbrachte, seinem Willen gefügig zu machen. Er hätte einen solchen Argwohn unbedingt mit der größten Entrüstung zurückgewiesen und wäre nach wie vor aufs unumstößlichste von der Reinheit seiner Gesinnung überzeugt gewesen. Aber es lag nun einmal nicht in seiner Natur, etwas anderes als seine Gefühle zum Maßstab dessen zu machen, was sein soll, und bei all seiner Menschenfreundlichkeit und Herzensgüte konnte er demjenigen ernstlich gram werden, der ihm vorhielt, daß er andere gar oft empfindlich leiden mache durch seine übergroße Subjektivität. So gab er sich auch jetzt unbedenklich dem Genuße des Augenblicks hin und dachte mit Vergnügen an das jüngst Erlebte zurück, während er leichten Schrittes, den weichen Füzshut led auf den dunklen Bodenlopf gedrückt, durch die unbelebten Straßen dahinschritt. Als er sich durch einen Blick auf seine Taschenuhr überzeugt hatte, wie spät es

mittlerweise geworden war, schwang er sich nach kurzem Besinnen auf einen Wagen der Pferdebahn, der gerade vorbeipassirte und verließ seinen erhabenen Standpunkt erst nach langer Fahrt am Schönhauser Thor, in dessen Nähe er einen Freund zu besuchen gedachte. Doch mußte er, dort angelangt, eine geraume Weile warten, ehe er des Freundes ansichtig wurde, der ein vielbeschäftigter Arzt war und dessen Wartezimmer Richard, zu seinem nicht geringen Aerger, bis auf den letzten Platz gefüllt vorfand. Teilnehmend und allen Eindrücken leicht zugänglich, wie er war, fand er anfangs Gefallen daran, seine Umgebung zu mustern. Nachdem er aber eine zeitlang mit steigender Ungeduld wahrgenommen hatte, wie lange es währte, ehe einer der Hilfsbedürftigen nach dem andern in dem Arbeitszimmer des Arztes verschwand, und da er überdies wußte, daß der Freund sich durch private Beziehungen in der Ausübung seines Berufs nicht stören ließ, warf er sich resignirt auf das Sopha im Schlafzimmer des Freundes und zündete eine Zigarre an, um mit Seelenruhe das Ende dieser unglückseligen Sprechstunde abzuwarten. Endlich hatte sich der Schwarm verlaufen und Richard trat in das Zimmer des Doktors, der über den Schreibtisch gebeugt war, das Chaos zu lichten, welches dort herrschte. Kein anderer als er durfte dies Heiligtum berühren; am wenigsten die profane Hand seiner Wirtschafterin, die trotz ihrer langjährigen Dienstzeit noch immer nicht den nötigen Respekt vor den Papieren ihres Herrn besaß und mit ihrer heillosen Ordnungsliebe und ihren konfusen Vorstellungen von dem Wert und Unwert beschriebener Blätter, schon manches Unheil angerichtet hatte. Dafür lebten die beiden auch in einem ewigen Kriege. Der Doktor verzieh der armen Frau ihren fanatischen Ordnungssinn nicht und hatte ihr jede Verührung seines Heiligtums strengstens untersagt. Und die gekränkte Unschuld konnte über diesen Mangel an Vertrauen, der sie — ihrer Meinung nach — völlig unverdient traf, nicht hinwegkommen und grollte im stillen dem Himmel, der diesen schreienden Unbath ungestraft geschehen ließ. Dabei hing sie mit ganzer Seele an ihrem Herrn und geriet ordentlich in Eifer, wenn in ihrer Gegenwart ein nachteiliges Wort über ihn gesprochen wurde. Und da auch er bereitwillig die unbestreitbaren Vorzüge der guten Seele anerkannte und sie im Vertrauen auf ihre Treue und Klugheit in den internen Angelegenheiten seines Junggesellenlebens mit vollster Freiheit schalten und walten ließ, vertrugen sie sich immer wieder und hatte es fast den Anschein, als könnten die beiden, trotz ihres Antagonismus in Sachen der Ordnung, nicht ohne einander leben.

Der Doktor, der um vieles älter war als sein junger Freund und der mit seiner kaum mittelgroßen, breitschultrigen Gestalt, dem krausen Haar und Vollbart und den scharfblickenden, dunklen Augen, die unter den Brillengläsern energisch hervorblitzten, den Eindruck eines gereiften Mannes machte, ließ sich durch den Eintritt des Freundes in seiner Beschäftigung durchaus nicht stören. „Guten Tag, mein Junge,“ rief er ihm entgegen und nickte ihm freundlich zu. „Welchem Umstand habe ich das seltene Glück zu verdanken, dich bei mir zu sehen. Verzeih,“ unterbrach er sich mit einem Sarkastischen Lächeln, als Richard eine ungeduldige Bewegung machte, „ich vergaß deine Nervosität in diesem Punkte. Ich weiß, deine Freunde müssen Gott danken für die unverdiente Ehre deines Besuches und dürfen sich bei Leibe keine Gedanken darüber machen, wenn du es mitunter für gut findest, dich wochenlang nicht um sie zu kümmern.“

Richard schüttelte ihm herzlich die Hand.

„Natürlich!“ entgegnete er munter. „Ich kann es nicht leiden, wenn Freunde unbequem werden und mich mit Fragen und Vorwürfen wegen meines langen Ausbleibens quälen. Ich habe dann stets die Empfindung, als wollten sie mir, dem sie mit Gewalt nicht beikommen können, einen moralischen Zwang antun, gegen welchen mein Gefühl sich sträubt.“

„Und da es so viel bequemer ist, sich von seinen Gefühlen beraten zu lassen als von seiner Vernunft,“ warf der andere spottend ein.

„Spotte du nur,“ fuhr Richard ruhig fort, sich behaglich auf einen Sessel niederlassend. „Welchen Grund hast du, stolz zu sein auf deine Vernunft? Hast du mir nicht oft genug vorgehalten, daß unsere Organisation nicht unser Werk ist; daß wir denken und tun, wie wir vermöge unserer Entwicklung und der Eindrücke, in denen wir aufgewachsen sind, denken und tun müssen — daß wir also durchaus keinen Grund haben, uns unserer Empfindungen zu schämen, die im letzten Grunde nichts sind als Ausflüsse körperlicher Stimmungen!“

Der andere sah ihn groß an. „Sieh da,“ sagte er Sarkastisch. „Nun, wo du ihrer zu deiner Rechtfertigung bedarfst, läßt du plötzlich die Grundsätze gelten, die du so lange energisch bekämpft hast. Ich entsinne mich noch sehr wohl, wie hart wir eines Tages aneinander gerieten, als ich von meinem ärztlichen Standpunkte aus dem großen Menschenkenner Recht gab, wenn er behauptet, daß die Menschen in ihren Handlungen erscheinen, wie sie sind, daß ein jeder tut, was er nicht lassen kann, und die unausbleibliche Folge seiner Handlungen trägt, und daß wir demnach am besten täten, niemanden zu richten und zu verdammen. Und als ich, der ich aus eigener Anschauung weiß, wie schwierig, ja unmöglich es oftmals ist, die Grenzen menschlicher Verantwortlichkeit zu bestimmen, die natürlichen Konsequenzen dieser meiner Erfahrungen zog und dir eindringlich zu machen suchte, welche ungeheure Verantwortung auf euren Schultern ruht, die ihr in eurer bürokratischen Weisheit über Dinge aburteilt, die ihr kaum versteht; als ich behauptete, es gehöre ein gewisses Maß von Leichtsinne dazu, aus diesen innern Widersprüchen ohne Gefahr für die eigene Gemütsruhe herauszukommen: gingst du in deiner sittlichen Entrüstung über meinen schändlichen Materialismus so weit, mich der Leugnung aller ethischen Prinzipien und eines unfruchtbaren Pessimismus zu beschuldigen, der wie ein giftiger Mehltau die fröhlich aufstrebenden Keime der Wissenschaft und des Lebens vernichte. Und heut, kaum daß ich mit ein paar harmlosen Worten die wunde Stelle in deinem Geiste berührt habe — dein überwiegendes Leben im Gemüt, nach einem unserer größten Denker, den Traum mit offenen Augen — kommst du mir so weit entgegen?“

Richard hatte den Spott des Freundes so gleichmütig hingenommen, als sei er sich nicht im entferntesten einer Schuld bewußt. Als dieser jetzt schwieg und ihn aus klugen Augen lächelnd ansah, sprang er auf und reichte seine hübsche, jugendliche Gestalt, als wolle er den Sermon des Freundes von sich abschütteln.

„Ach, Burghardt!“ rief er übermütig. „Und wenn du mich heut des abscheulichsten Verbrechens anklagtest, es würde dir nicht gelingen, mich aus meiner Ruhe aufzustören. Ich bin so vergnügt, daß ich die ganze Welt umarmen möchte, und sollte nicht einmal imstande sein, mit philosophischem Gleichmut die Bosheiten einzustreuen, an welche deine Freundschaft mich nun nachgerade gewöhnt hat!“

„Ich verstehe,“ sagte der andere, indem er mit demselben spöttischen, überlegenen Lächeln, das seine weißen Zähne durch das dicke, schwarze Bartgestrüpp hindurchschimmern ließ und sein unregelmäßiges Gesicht einigermaßen verschönte. — „Ein neuer Stern ist im Aufgange begriffen. Darf man, ohne unbecquem zu werden, fragen, welche Schöne sich augenblicklich der vergänglichsten Freuden deiner Huldigungen rühmen darf?“

Richard lachte laut auf. „Dein diagnostischer Scharfblick hat dich diesmal schmählich im Stich gelassen, Teuerster. Ich bin durchaus nicht verliebt, wie du in deiner Weisheit anzunehmen scheinst.“

„Wirklich nicht,“ warf Burghardt ein. „Und deine kleine englische Lehrerin?“

Richard erröthete leicht. „Wie kommst du darauf! Als wenn du nicht wüßtest, daß unser freundschaftliches Verhältnis ganz anderer Art ist.“

„Sei unbesorgt, Kleiner,“ beruhigte ihn der Freund. — „Ich bin durchaus nicht neugierig. Und wenn deine zahlreichen unschuldigen Liebesaffären nicht das Schlimme hätten, daß sie dich auf unverantwortliche Weise deinen Studien und dem Ber-

kehr mit deinen Freunden entziehen, hätte ich nichts gegen sie einzuwenden. Sie sind noch so manchem außer dir ein notwendiges Anregungsmittel, wie — nun, wie es mir eine gute Zigarre und ein Glas feurigen Ungarweins ist.“ —

„Und last not least deine Teilnahme an den politischen und sozialen Kämpfen der Gegenwart,“ unterbrach ihn Richard mit einem entrüsteten Seitenblick. „Warum willst du durchaus für schlechter gelten als du bist? Suchst du doch geflüffentlich deinem Tun in den Augen anderer immer die niedrigsten Beweggründe unterzulegen, wie weit entfernt du auch innerlich davon bist.“ —

„Und mich dünkt, mit vollem Recht,“ sagte Burghardt ernst. „So lange die Lüge und Heuchelei sich breit macht in der Welt und der Egoismus seine häßliche Blöße unter dem Deckmantel erhabener Gefühle und einer schönen Sittlichkeit verbirgt: so lange ist es Pflicht jedes Ehrenmannes, die Gemeinschaft mit jenen hochmütigen Pharisäern schroff zurückzuweisen und auch der kleinsten Unwahrheit demonstrativ entgegenzutreten.“

„Um durch diesen Doktrinarismus und die Einseitigkeit deines Tuns die Sympathien aller zu verschmerzen und jeden Anspruch auf Anerkennung unrettbar zu verlieren,“ warf Richard ein.

Der Doktor zuckte die Achseln.

„Wer diese Anerkennung nicht entbehren kann, tut gut daran, auf jedes tatkräftige Eingreifen in den Gang menschheitlicher Entwicklung von vornherein zu verzichten und sich mit der dankbareren Aufgabe zu begnügen, im Vertrauen auf eine höhere Weisheit die ruhige Bahn der Tretmühle immer von neuem zu durchmessen. Ich für mein Teil ziehe das erstere vor.“ —

„Du sprichst immer von der Lüge, der Heuchelei, die alle Verhältnisse unseres öffentlichen und privaten Lebens durchdringt,“ unterbrach ihn der jüngere lebhaft. „Wo ist sie — zeige mir an einem Beispiel, daß die Korruption nicht nur in deiner Einbildung lebt, daß sie wirklich in alle Kreise der Gesellschaft gedrungen ist, wie du behauptest.“ —

„Kind,“ sagte der andere mit mitleidigem Lächeln. „Wo hast du so lange deine Augen gehabt? Siehst du denn nicht, wie all unsere staatlichen und gesellschaftlichen Institutionen sich aufbauen auf der Lüge, der inneren Haltlosigkeit. Hier der Scheinparlamentarismus, der eingebildete Gesunde, der nicht leben und sterben kann und sich mit leidenschaftlichem Ungefühle gegen die Erkenntnis seiner eigenen Impotenz sträubt; dort die heuchlerische Borntheit, die sich eigensinnig an die morschen Trümmer eines Glaubens klammert, der längst aufgehört hat, in dem Bewußtsein der Massen zu leben und auf ihr Tun im Guten oder Bösen einzuwirken. Willst du es leugnen, daß wir in einer Zeit der Fäulnis, der Verwesung leben; daß wir bewußt und unbewußt der Auflösung entgegenreiben? Sind nicht alle gesellschaftlichen Bande gelockert? Erhebt nicht auf den traurigen Ruinen einer Weltordnung, deren Mission erfüllt ist und deren kümmerliches Scheindasein nur mit unsäglichlicher Mühe noch einen flüchtigen Augenblick aufrecht erhalten werden kann, die zügelloseste Genußsucht, die cynischste Menschenverachtung ihr Haupt? An einem Beispiel soll ich dir beweisen, daß der Entrüstungs- pessimismus, dem ich von ganzer Seele anhängen, meinen Blick nicht trübt; daß die Menschen wirklich so verlogen, so heuchlerisch sind, wie sie mir erscheinen? Nichts leichter als dies. Hast du nicht gehört, wie sie den Mund voll nehmen, wenn sie von der Heiligkeit der Ehe sprechen; wie sie in ihrer tugendhaften Entrüstung der Worte genug nicht finden können, ein armes Mädchen zu verdammen, das in einem leidenschaftlichen Augenblicke sich rückhaltslos dem eigenen Herzen hingeeben? Wie stolz sie sich an die Brust schlagen, wenn sie auf die türkische Haremsherrschaft zu sprechen kommen, auf die Polygamie, die — ihrer Ansicht nach — das Gift ist, welches an dem stehenden Leibe der Türkei zehrt? Daß auch bei uns die Polygamie, wenn auch in weniger offizieller Form, eine gesellschaftliche Institution ist; daß wir um nichts besser sind als die vielgeschmähten, üppigen Orientalen: wer kann das ernsthaft bestreiten wollen. Nur daß wir, Dank unserer heuchlerischen Zivilisation, ängstlich bestrebt sind, geheim zu halten, was der

naivere Morgenländer sich nicht scheut, als sein gutes Recht offen vor aller Welt zu behaupten.“ —

„Du wirst ungerecht,“ warf Richard ein. „Du hast kein Recht, die Gesellschaft verantwortlich zu machen für die Sünden einzelner. Und außerdem — muß ich dich erst an die Worte deines Lieblingschriftstellers mahnen, daß der Mensch auf einer höheren Stufe der Kultur tun darf, was andere nicht tun dürfen und gewisse Dinge für gewisse Menschen unmöglich sein können, was sie dem engbrüstigen Moralisten sind.“ —

Burghardt lächelte bitter.

„Wie kommst du darauf, mir diese Worte und jetzt in Erinnerung zu bringen. Ist es nicht die erste, unerläßliche Pflicht eines jeden, der sich das Recht anmaßt, eine andere Moral für sich in Anspruch zu nehmen, als er sie der Menge zugesieht, mit seiner ganzen Persönlichkeit für seine Ueberzeugung und deren Konsequenzen einzutreten? Aber lassen wir das jetzt. Es wäre ungerecht, die Gesellschaft verantwortlich zu machen für die Sünden einzelner, meinst du? Sind es denn aber wirklich nur einzelne, die so schön zu reden wissen von Sitte und Moral, um heimlich desto ungestrafter gegen sie sündigen zu können? Ist es nicht vielmehr die Mehrzahl unserer Gesellschaft und mit dieser viele der Gebildetsten und Besten, die gar oft durch die seltsamsten Umstände auf die schiefe Ebene des Lasters gedrängt worden sind? Wer ist nun der schuldigere Teil — die Gesellschaft, die es kaltblütig mit ansieht, wie die Macht der Verhältnisse, die sie selbst geschaffen, die Energie und Widerstandskraft des einzelnen mit kraftvoller Hand zerbricht oder dieser selbst, der in vielen Fällen nur widerwillig dem Zwang der Umstände folgt und schweren Herzens sein besseres Teil an dem Altare des Lebensgenusses opfert?“ —

Er hatte, während er die letzten Worte sprach, nach Hut und Stock gegriffen und trat nun, zum Fortgehen gerüstet, auf seinen jungen Freund zu.

„Und nun genug für heut, mein Junge,“ sagte er lächelnd. „Ich fürchte, du wirst dich in Zukunft noch weniger mit deinen Besuchen bei mir langweiligem Gesellen beileihen, als du es bisher schon getan. Trotzdem kann ich nicht bereuen, dir die Augen geöffnet zu haben. Du neigst, vermöge deiner warmen, entusiasmatischen Natur dazu, deine Umgebung in einem allzu rosigem Lichte zu sehen — eine Betrachtungsweise, die abgesehen von ihrer inneren Unwahrheit, etwas wollüstig Entnervendes hat. Wenn du aber wieder einmal Lust verspüren solltest, dir von einem alten Praktiker, der nie und nirgends seinen Beruf verleugnen kann, mit rücksichtsloser Hand die Schäden bloßlegen zu lassen, an denen unser gesellschaftlicher Organismus krankt, laß es mich wissen. Du hast mir in den letzten Wochen recht gefehlt, mein Junge.“ —

Damit ging er hinaus, gefolgt von Richard, der die seltsame Art des Freundes bereits hinreichend kannte, um durch die originelle Mischung von Gemühtiefe und bitterem Sarkasmus, die sein Wesen kennzeichneten, nicht sonderlich überrascht zu sein. Dann blieben die beiden ungleichen Freunde noch eine Weile beisammen. Richard, der heut nichts Ernsthaftes vorzunehmen imstande war, begleitete den Freund auf seinen ärztlichen Wanderungen. Dabei gerieten sie in allerlei Gespräche und Diskussionen, die — wie sich bei der Ungleichheit der beiden von selbst verstand — bald einen äußerst lebhaften Charakter annahmen, und trennten sich erst, als die Dämmerung langsam hereinzubrechen begann. Während indes Richard, der zuletzt wiederholt auf die Uhr gesehen und seine Ungeduld kaum hatte meistern können, seine Schritte westwärts lenkte, wandte sich Burghardt dem Norden zu und ging, in Gedanken verloren, die schmalen Straßen entlang, in welchen um diese Stunde der unruhige Lärm des Tages bereits verklungen war. Vor einem unscheinbaren Häuschen, welches mit seinen schmutzigen Mauern und dem einsamen Lindenbäumchen, das seine spärlich belaubten, dünnen Äste in hilfloser Verzweiflung zum Himmel streckte, sich so bescheiden in eine Ecke drückte, als schäme es sich seiner Dürftigkeit neben seinen stattlicheren Schwestern, machte er halt und trat dann mit schnellen Schritten in die

Kleine Küche, die von dem Flur in das Erdgeschoß führte. Dort saß auf einem niedrigen Schemel ein junges Mädchen. Sie hatte allerlei Gerätschaften neben sich liegen und war mit den flinken, braunen Händchen eifrig bemüht, den altersschwachen Gegenständen durch anhaltendes Reiben und Putzen ihren einstigen Glanz wiederzugeben. Es war augenscheinlich ein schweres Stück Arbeit. Die altersschwachen Töpfe und Kannen hatten, wie es schien, der Eitelkeit dieser Welt längst entsagt und fühlten sich in ihrer Haut so wohl, daß sie nicht zu bewegen waren, ihre häßliche Unscheinbarkeit mit der vergänglichen Schönheit früherer Tage zu vertauschen. Dabei mußte das junge Mädchen oftmals inne halten und sich den Schweiß von der Stirn trocknen, um nach einem Augenblick der Ruhe die verlorene Liebesmüh' von neuem wieder aufzunehmen. Und wenn es ihr dann ausnahmsweise einmal gelang, einem dieser eigensinnigen alten Dinger ein handgreifliches Zeichen ihrer Bemühungen aufzudrücken, sah sie mit ihren hübschen, blauen Augen ordentlich verliebt drein und spiegelte sich wohlgefällig in diesen wieder zum Vorschein kommenden Ueberresten einstiger Schönheit. Sie hatte die Ärmel zurückgestreift, und wie sie mit den vollen, kräftigen Armen eifrig herumhantierte und die kleinen Füße energisch gegen den Fußboden stemmte, schien sie garnicht zu wissen, wie allerliebste sie in ihrer Geschäftigkeit aussah. Die reichen, blonden Flechten, die sie um den Kopf geschlungen hatte, waren herabgeglitten und hingen ihr tief im Nacken; ihr volles, rosiges Gesicht mit dem lecken Stumpfnäschen und den zahlreichen Grübchen um den kleinen blühenden Mund glühte über und über und auf dem zierlichen Halse bewegte sich das Köpfchen unruhig hin und her wie ein Vögelschen, das in seiner graziosen Beweglichkeit keinen Augenblick ruhig an seinem Plaze verweilt. Sie mochte kaum dem Kindesalter entwachsen sein und sah mit ihren hellen, blitzenden Augen so frisch und anmutig aus, daß es ein Vergnügen war, sie anzusehen. Sie hatte in ihrem Eifer das Deffnen der Tür gänzlich überhört. Als sie jetzt Burghardt gewahr wurde, der vor ihr stehen blieb und sie mit wohlgefälligem Lächeln betrachtete, sprang sie errötend auf und nickte ihm vertraulich zu. Doch weigerte sie sich entschieden, ihm ihre Hand zu reichen, die von ihrer unjauberem Beschäftigung aller-

dings tüchtig mitgenommen war und welche sie mit heimlichem Entsetzen seinen Blicken zu entziehen suchte.

„Guten Abend, Grete,“ sagte er, und von dem scharfen, spöttischen Klang, den seine Stimme sonst zu haben pflegte, war auffallend wenig zu merken. — „So spät noch fleißig? Das ist brav, Kind. Und wie geht es dem Vater?“ —

Das lachende Gesicht der Kleinen verfinsterte sich.

„Es ist immer noch beim alten, Herr Doktor,“ sagte sie seufzend. „Er will es nicht Wort haben, daß er sich nach der Schwester sehnt und seine Härte bereut, und ist still und in sich gekehrt, daß mir oft angst und bange dabei wird. Manchmal, wenn er so dazigt und stundenlang vor sich hinbrütet, ohne ein Wort zu sprechen, wird mir ganz unheimlich zumute, daß ich mir Gewalt antun muß, um nicht in Tränen auszubrechen. Und wenn er mich dann wieder zu sich heranzieht und küßt und umarmt; wenn er mich sein liebes armes Kind nennt und mich bittet, Geduld mit ihm zu haben: wird mir ganz weich ums Herz. Es ist gerade, als würde er nicht lange mehr leben, da er so verändert ist gegen früher.“ —

Sie hielt inne und fuhr sich mit der Hand über die Augen, in denen helle Tränen standen.

Burghardt strich mit der Rechten sanft über ihr glänzendes Haar.

„Den Kopf oben behalten, Kind,“ sagte er teilnehmend. „Es wird hoffentlich noch alles gut werden. Was soll daraus werden, wenn auch Sie den Kopf hängen lassen, meine tapfere, kleine Freundin!“ —

Sie richtete sich auf und lächelte ihn unter Tränen an.

„Seien Sie mir nicht böse, Herr Burghardt,“ sagte sie und reichte ihm nun doch die Hand, die er ihr herzlich drückte. —

„Es ist nur auf Augenblicke, daß ich mich so gehen lasse. Ich habe auch gar keine Zeit zum Weinen und Klagen. Und dann — so lange Sie und der Franz bei mir sind und mir beistehen, den Vater wieder gesund zu machen und meine arme Schwester aufzufinden, bin ich schon zufrieden. Ich weiß garnicht, wie es kommt, daß ich solch felsensfestes Vertrauen zu Ihnen habe. Aber wenn Sie mir eines Tages sagten: Grete, Sie müssen hier zum Fenster herauspringen — ich glaube, ich täts, wie es mir auch ankäme.“ —

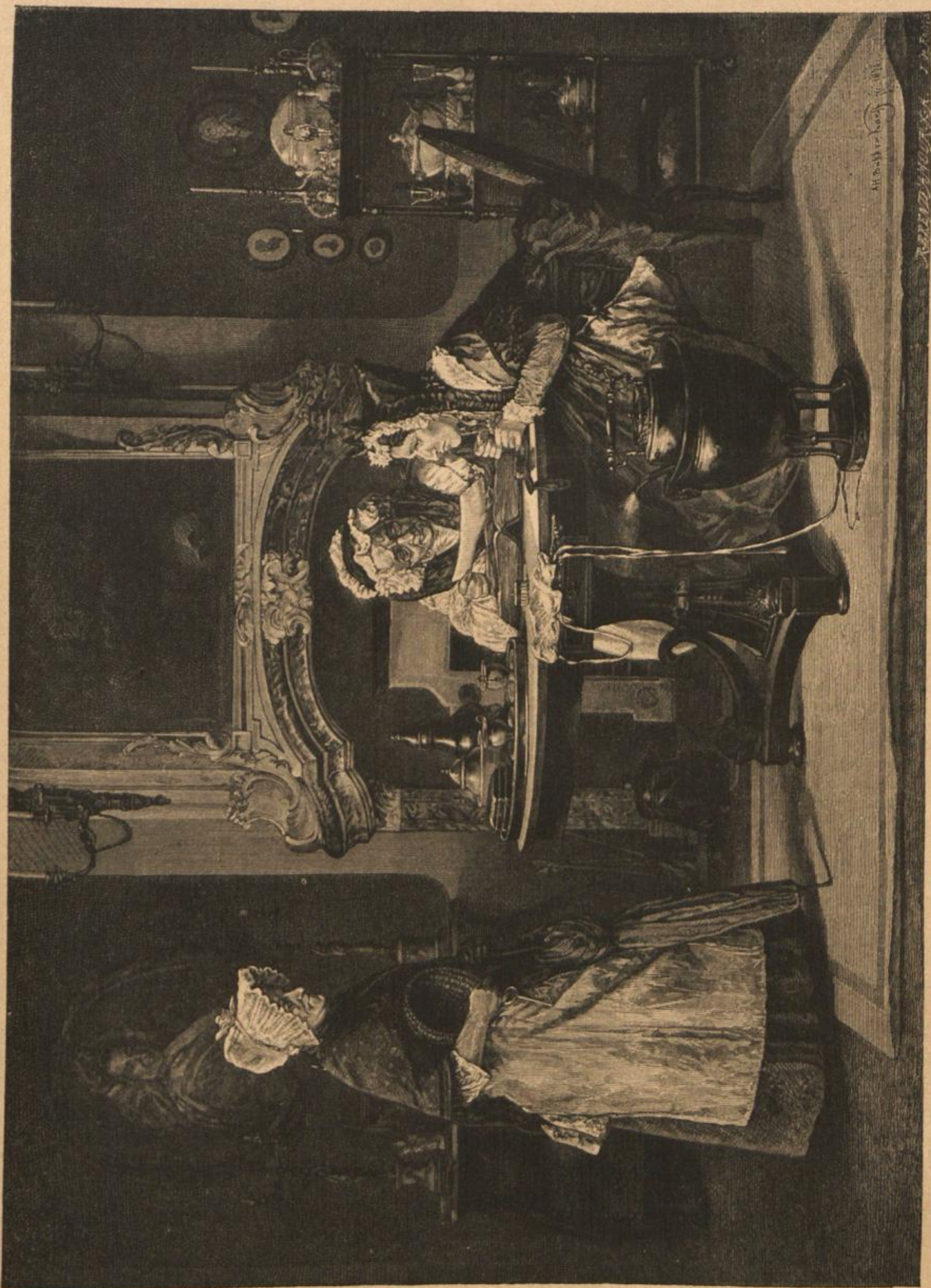
(Fortsetzung folgt.)

Ein Märtyrer unter den Haustieren.

Von Dr. Richard Ernst.

Wenn die Dichter des Abend- wie des Morgenlandes im Lob der süßflötenden Nachtigall wetteifern, wenn sie nicht müde werden, von Ithys, Philomele, Bulbul und wie die zärtlich klingenden Namen dieser Primadonna des Hains alle lauten, zu singen und zu sagen, so würde ich, hätte der Lieder süßen Mund Apollo mir verliehen, zum Preis eines andern Vogels in die Saiten greifen, der zwar nichts weniger ist als ein musikalisches Genie, ja sogar häufig mit einem Epiteton belegt wird, welches das Gegenteil von Genie bedeutet, der aber durch anderweitige Vorzüge sich auszeichnet, durch Vorzüge, die ihn in den Augen aller praktisch gesinnten Leute der Palme würdig machen müssen. Die Gans — ist sie nicht der gute Genius jeder feineren Küche? Ist es nicht ihr Fett, das den kulinarischen Kunstprodukten der Hausfrau eine Würze, ein Aroma verleiht, der Blume des Weins vergleichbar, das über so manche erprobte Speise die Poesie des Wohlgeschmacks haucht? Im Haushalt der Juden vollends, wo weder Schweinefett gebraucht noch Fleischspeisen mit Butter bereitet werden dürfen, weil der hoch- und superweiße Moses weit mehr als seine Kollegen Lykurg und Solon, Manu und Zoroaster um das Essen seiner Gläubiger sich kümmerte und ihre Tafel förmlich unter religionspolizeiliche Aufsicht stellte, so daß man glauben könnte, er habe den Sitz der Religion vom Herzen nach dem Magen verlegt, im jüdischen Haushalt, sage ich, darf, wie der Dünge-

nach einem geschmackvollen Tropus die Seele der Landwirtschaft, so der Gänsefemalstopf die Seele der Küche genannt werden, der Gänsefemalstopf, dessen Ebbe und Flut die Sorge und der Triumph jeder rechtschaffenen koscheren Köchin ist. Und das Fleisch der Gans erst, der Gänsebraten, dieser Liebling aller Karniboren, diese klassische Delikatesse aller nicht blasirten Gauen! „Eine jut gebratene Zans ist eine jute Zabe Zottes“ ist ein geflügeltes Wort, das Büchmann vielleicht mit größerem Recht hätte registriren dürfen, als manches andere, dessen Ursprung und Autor er mit der den deutschen Gelehrten eigenen Akratie nachspionirte. Welch ein Fest für die Familie, wenn die Schüssel mit Gänsepfiffer auf der Tafel dampft oder ein junges gelblich geschmortes duftiges Gänselein aufgetragen wird, von dem fast jeder Teil dem Geschmacksnerv einen eigenen Reiz gewährt, eine spezifische Geschmacksfarbe hat, so daß sozusagen eine ganze Symphonie von Wohlgeschmack darin verkörpert ist. Die Kreeme, die Blume des Gänsefleisches aber, das Ideal des Gourmand, diese ist die Gänseleber. Schon Horaz zählt unter den Delikatesen, welche der Parvenu Nasidienus Rufus seinen Gästen aufsticht, die Leber von Gänsen, welche mit getrockneten Feigen ad hoc gefüttert wurden, und bereits dem Plinius erscheint die Erfindung der Gänseleberpatieten so wichtig, daß er es einer Untersuchung wert hält, den Namen des Wohltäters der Menschheit zu ermitteln, dem sie diesen Hochgeschmack



Die Dienstatte. (Seite 167.)

verdankt. — Und wie ausgiebig ist ein Gänsei, wenn eine Omelette bereitet, oder Nudeln fabrizirt werden sollen; wie jubelt das Kind, wenn ihm ein Gänsei von der Patin geschenkt wird! — Wie doch nur Ludwig Uhland seine Leier zu einem Dithyrambus auf das unsaubere Rüsseltier stimmen mochte, dessen Fleisch er mit Venus in den Rosen vergleicht, und nicht vielmehr auf die reinliche Gans im Gewande der Unschuld, die Base des edlen Schwans!

Und wie sie mit ihrem Fleische den Menschen labt, erquickt und sättigt, so bereitet sie ihm mit ihrem zarten Flaum ein warmes, weiches, elastisches Lager, auf und in welchem er sanft und behaglich gebettet in den Armen des Schlafes sich wiegt, süße Träume träumt und neu gestärkt zum Leben, zur Lust und zur Tätigkeit erwacht. Selbst der starke Nacken der römischen Männer hat nach Plinius der weichen Daune nicht mehr entbehren können. —

Aber damit sind die Tugenden dieses nie genug gepriesenen Vogels nur zum kleinen Teil erschöpft und wenn Aristophanes seine Vögel renommiren läßt:

Was Großes es unter den Sterblichen gibt,
Kommt alles von uns, von den Vögeln

so hat er dabei gewiß vorzugsweise an die Gans gedacht. Denn die Vortheile, die der federlose Bipe, der Mensch, ihr verdankt, sind nicht lediglich materieller Natur. Man hat, und mit Recht, die Kunst Gutenbergs, den Buchdruck, in Prosa und Versen viel gefeiert und eine neue Kulturära von ihm datirt. Womit aber hat man viele Jahrhunderte vor Gutenberg dem geflügelten Wort Fesseln angelegt, dem Gedanken einen sichtbaren Leib geschaffen und die Schätze des Wissens den Epigonen überliefert, daß sie weiter bauen konnten, wo die Vorfahren aufgehört und der Riesenbau der Zivilisation mit jeder Generation stolzer emporwuchs? Das einzige Mittel hierzu war der Gänsekiel, die Feder aus der Schwinge der braven Gans. Wohin, rufen wir mit einem Gelehrten aus, wohin wäre der Ruhm der Krieger, wenn nicht die Gans dem Geschichtschreiber den begeisterten Kiel geliehen hätte? Wie könnte sich ein Gemüt erquickern an Lied und Spiel unserer großen Dichter und Sänger, hätte nicht die Gans den Zauberstab geboten, die flüchtigen Klänge und Gestalten der Phantasie der Vergessenheit zu entreißen? Wer hätte die zweifelhaften Grenzen des Rechts mit sicherer Hand zu ziehen vermocht, wenn über dem scharfen Schwert nicht die schärfere Feder gewacht hätte? Zwar blickt die Gegenwart mit vornehmer Geringschätzung auf den ehrwürdigen Gänsekiel herab, denn sie schreibt mit stählerner Feder. Aber ist diese glitzernde Stahlfeder etwas anderes als ein an der Gans verübt's Plagiat? So verdankt also die Wissenschaft, verdankt die Poesie der Alten ihre Unsterblichkeit der als dumm verschrienen Gans.

Wie hieß der Schändliche, der unsere Heldin zuerst in den Ruf der Dummheit gebracht und dem es die gelehrte und nicht gelehrte Welt kritiklos nachgeschnattert hat? Denn Verleumdung, schwarze Verleumdung ist es, nichts anderes. Jede Beobachtung, schreibt Brehm, lehrt das Gegentheil dieser Ansicht. Alle Arten, ohne jegliche Ausnahme, gehören zu den klugen, verständigen und wachsamem Vögeln. Sie mißtrauen jedem Menschen, unterscheiden den Jäger vom Landmann oder Hirten, kennen überhaupt alle ihnen gefährlichen Leute genau, stellen Wachen aus, kurz, treffen mit Ueberzeugung verschiedene Vorsichtsmaßregeln zu ihrer Sicherheit. Gefangen genommen, fügen sie sich bald in die veränderten Verhältnisse und werden bereits nach kurzer Zeit sehr zahm, beweisen überhaupt eine Würdigung der Umstände, welche ihrem Verstande nur zur Ehre gereicht. Weber sah eine Gans, die sich verspätet hatte, sich bemühen, den Niegel ihres Stalles mit dem Schnabel zurückstoßen und eine andere, die ein Stückchen Brod, das ihr zu hart war, ins Wasser legte. Daß der Gans ein Zug höherer Geistigkeit innewohne, versichert auch Masius, und die Alten bezeugen es ebenfalls. Nicht bloß, daß sie Dvid scharfsinniger nennt als den Hund; auch kühlere Gewährsmänner wie Aristoteles rühmen ihre Klugheit wie auch ihren Muth und ihre

Anhänglichkeit an den Menschen. Von der Intelligenz der Gänse zeugt auch ihr Flug, wenn sie in Schaaren ziehen. Derselbe nimmt mit einer gewissen Regelmäßigkeit die Keilordnung an. Es scheint nicht dem Zufall überlassen, ob sich der eine oder der andere Schenkel dieses hinten offenen Dreiecks länger oder kürzer gestaltet oder aus einer größeren oder geringeren Anzahl Vögel zusammenstellen will; man bemerkt vielmehr, wenn der Zug, um sich etwas zu erholen, jene Ordnung aufhebt, sie aber kurz darauf wiederherstellt, daß aufs neue die vorige Figur immer wieder erscheint und wenn einzelne Vögel nicht ihren vorigen Platz wieder gefunden, sie austreten und da eintreten, wo sie hingehören, selbst aus einer Reihe in die andere eintreten. Warum sie gleich anderen vorsichtigen Vögeln in dieser Ordnung fliegen, ist nicht schwer zu erraten; denn nur auf diese Weise hindert keiner den andern am Umschauen nach allen Seiten; auch mag ein so geregelter Keil das Durchschneiden der Luft erleichtern. — Bis zu welchem Grade die Gans fähig ist, sich dem Menschen zu attachiren, beweist folgende Erzählung der „Yorkshire-Gazette“ von 1834 (mitgeteilt von Schönte): „Ein alter Herr ist wegen des seltsamen Gefährten, der ihn fast beständig begleitet, der Gegenstand allgemeinen Interesses. Dieser Vogel ist ein Gänserich, der einem Pächter angehört. Der Vogel kommt jeden Morgen fünf Uhr von dessen Hof zu der Wohnung jenes alten Herrn und weckt ihn durch sein Geschrei. Dann begleitet er ihn den ganzen Tag auf seinen Gängen, wo man ihn in den volkreichsten Straßen dicht hinter demselben hergehen sieht, unbekümmert um das Geschrei der Jugend, von welcher die Spaziergänger oft begleitet werden. Setzt sich der alte Herr nieder, um auszurufen, was oft geschieht, so legt sich der Gänserich zu dessen Füßen. Es gibt mehrere Plätze, wo der alte Mann vorzugsweise zu ruhen pflegt. Näher er sich einem solchen, so läuft sein gefiederter Gefährte voraus, lehrt sich dann um und deutet schnatternd und flügelschlagend an, daß man an dem Orte der Raft angekommen sei. Fällt jemand dem alten Herrn lästig, so gibt das Tier seinen Unwillen durch Geschrei zu erkennen und beißt auch wohl. Geht er in ein Wirtshaus, so folgt ihm der Vogel, wenn man ihn einläßt, und bleibt hinter dem alten Herrn stehen, bis dieser sein Glas Ale getrunken hat. Wird ihm der Eingang nicht gestattet, so erwartet er vor der Tür seinen Herrn.“

Etwas ähnliches wird von Aelian über den Freundschaftsbund des Philosophen Lathydes mit einer Gans berichtet. Aber auch ein mutiger Vogel ist die Gans. Dem Hunde, dem Buben, der ihrer Herde naht, streckt sie mit wütendem Bissen den Schlangenhals und den gähnend geöffneten Schnabel entgegen und selbst der Fuchs muß oft sein Raubgelüst im Kampfe mit dem Gänserich büßen. Auch untereinander kämpfen sie; die Schlachten, welche sie auf gemeinsamer Weide sich liefern, sind heftig genug, so daß zuweilen Tage vergehen, ehe der Trompeter des unterliegenden Hausens das Zeichen zum Rückzuge gibt. — Diese Eigenschaften, verbunden mit ihrer Wachsamkeit und ihrer eigentümlichen, mit dem geringschätzigen Namen Schnattern bezeichneten Sprache qualifiziren die Gänse als zuverlässige Wächter im Bauerngehöft wie im Kriegslager, wofür sie alte Schriftsteller wie Columella und Vegetius ausdrücklich empfehlen, und manche gehen so weit, selbst über die gepriesene Wächtertreue des Hundes die der Gans zu erheben.

Mit unsterblichem geschichtlichen Ruhm hat das Geschlecht der Gänse sich bedeckt durch die Rettung des römischen Kapitols vor dem nächtlichen Ueberfall der Gallier, worüber die „Neue Welt“ im ersten Heft des laufenden Jahrgangs Bild und Artikel gebracht hat. Von dem sagen spannenden Livius an ist durch alle Jahrhunderte diese Großthat wie ein Wunder traktirt worden, und dankbar ehrte Rom das Andenken daran in öffentlicher Jahresfeier, bei welcher eine Gans feierlich in einer Säule durch die Stadt getragen wurde, wogegen die Hunde an demselben Tage gepeitscht wurden, weil ihre Vorfahren in jener Nacht geschwiegen haben. Auch wurde eine Schaar heiliger Gänse auf dem Kapitol auf Staatskosten unterhalten. In neuerer

Zeit hat diese historische Reminiscenz einem Theaterbesucher Gelegenheit gegeben, seinen Witz zu zeigen. Bei der Vorstellung der Wagnerischen Oper „Rienzi“ ließen mehrere Damen ihrer stinken Zunge freien Lauf. Der Wagner-Enthusiast hat mehrmals vergebens um Ruhe; endlich sagte er: „Meine Damen, das Stück spielt zwar in Rom, aber dennoch ist hier nicht das Kapitol.“ Das half; die Schönen hatten Bildung genug, die Satire zu verstehen und Humor genug, mitzulachen. Ad vocem Wagner, so hat derselbe dem ersten Akt im Libretto seiner neuesten Oper, des vielgepriesenen und vielgelächerten Parsifal, keinen effektvolleren Schluß zu geben gewußt als mit dem bereits berühmt gewordenen Vers:

Laß du drum künftig die Schwäne in Ruß
Und suche dir Gänser die Gans!

was er übrigens von seinem Vorbild Wolfram von Eschenbach entlehnt hat, bei dem der Knappe aus der Gralburg die fromme Einfalt Parsifals, der an dem höchsten Ort unwissend und stumm vorübergegangen, mit den Worten schilt: ihr sit ein gans. — Aber nicht bloß die Alt Römer, welche die Gans auch als den der Göttin Juno heiligen Vogel betrachteten, hielten sie in Ehren, auch die Ureinwohner Britanniens scheinen sie in frommer Schen gehegt zu haben. Wenigstens hielten sie es für gottlos, sie zu schlachten und zu essen, was wir aus Julius Cäsars Beschreibung des Gallierkriegs erfahren. Der Deutsche dagegen wählte die Gans gern zum Opfertier und das Mittelalter weihte sie gar dem heiligen Martinus, wobei man sich, wie Mafius meint, des Zweifels nicht entschlagen kann, ob es die Pietät gegen den frommen Bischof oder nicht vielmehr die kluge Rücksicht auf den eigenen Magen war, welche den Mönchen diese Dedikation eingegeben. Uebrigens ist der Name Martinsgans uralt und rührt wohl daher, daß um Martini die Zeit beginnt, wo die Gänse am schmachhaftesten sind. Schon in den alten Annalen von Corvey kommen anseres Martiniani vor, im Jahre 1171 schenkte Dithelrich von Swalenberg der Abtei zum Martinsfest eine silberne Gans und auch auf den alten Stab- und Runentalern ist der Martinstag mit einer Gans bezeichnet.

Auch das Judentum hat seine Ganslegende. Als im 14. Jahrhundert in Worms der schwarze Tod wütete, beschuldigte man die Juden der Brunnenvergiftung. Zahlreiche Juden fielen unter den Streichen ihrer betörten Verfolger und nur wenige versteckten sich in den Häusern befreundeter Christen. Aber es war, als ob die Hölle selbst mit den Antisemiten von damals im Bunde gewesen wäre. Eine Zaubergans flog auf das Dach eines jeden Hauses, das einen Juden verborgen hielt und verriet ihn der wütenden Menge. Nun lebte in Worms ein Mann, der allgemein für einen Christen galt, aber von Juden abstammte und auch heimlich ganz zum Judentum und zu den Juden hielt. Nur einer, ein Priester, sein Freund, wußte um die Verstellung, und von diesem erbat er sich den priesterlichen Ornat und bestieg damit die Kanzel. Freunde, redete er die Menge an, laßt euch vom Satan nicht täuschen! Hierher, in diese heilige Kirche wagt gewiß kein Jude den Fuß zu setzen. Und dennoch, mir sagt es der heilige Geist, steht der Höllenvogel auf dem Dach des Kirchturms. Die Menge eilte hinaus, und richtig! die Gans hatte sich auf dem Kirchturmdach niedergelassen. Nun wendete sich die Wut gegen den Vogel. Von hundert Geschossen durchbohrt sank er vom Turm und die Judenverfolgung hatte ein Ende.

Was die Herkunft unserer Hausgans betrifft, so stammt sie von der Wildgans, die auch Graugans genannt wird. Die wilde Gans ist ein Muster der Klugheit. Sie muß im freien Felde mit Gräsern, Schnecken, Fischen, Körnern, Beeren, mit allem, was die large Natur des Winters übrig läßt, füttern nehmen und in hohen, schnellen Flügen durch Nacht und Frost von Strom zu Strom ziehen. Die zahme, nur von der schweren Last des Getreides und der Kartoffel lebend, zum seßhaften Haus- und Weidetier umgewandelt, hat viel von dem Wesen und den Eigentümlichkeiten ihrer Stammeltern eingebüßt. Es ergeht ihr wie dem Schaf. Auch dieses ist in der natürlichen Freiheit seiner Felsen und Berge eines der schlauesten, unbän-

digsten Geschöpfe. Auf der Freiheit ruht eben das Heil dieser Tiere, in der Gefangenschaft verlieren sie die angeborene Haltung und Energie. Die Wildgans trägt sich stolzer und bewegt sich behender, leichter und ziellicher als die Hausgans, welche Mafius einen Kavallerist zu Fuß, einen Schwimmer zu Lande nennt. Keinen Augenblick findet die ihrem Element ent-riffene Gestalt das ursprüngliche Gleichgewicht; ihr ist Mittel- und Schwerpunkt des Wesens genommen. Auf breitem Ruderfuß, dem Gänsefuß, von dem Kinderliedlein oft wegen seiner Barfüßigkeit singen und der in den Märchen auch den Zwergen zugeschrieben wird, während sein Diminutivum für ein Schriftzeichen entlehnt ist, schleppt sich der plumpe, in der Gefangenschaft massiger gewordene Körper hin, mit jedem Schritte halb zur Seite schwankend, halb vornüberfallend, der Hals nur recht sich steif auf und das Auge stiert immer gerade aus. Die Wildgans dagegen ist weit gewandter, läuft sehr schnell, schwimmt gut und taucht bei großer Gefahr in gewisse Tiefen. Auch der Flug ist gut und ausdauernd. Es gewährt dem Naturfreund ein hohes Vergnügen, das Familienleben der Wildgänse an einem schönen Maiabend zu besichtigen. Sogleich nach der Ankunft im Frühjahr nämlich wählen sich die einzelnen Paare passende Stellen zur Anlage ihres Nestes. Die Wahl des Nestplatzes zeugt für den hohen Verstand der Wildgans. Wer Nester suchen will, darf überzeugt sein, daß er sie nur auf den unzugänglichsten, abgelegensten und verborgensten Stellen des Sumpfes finden wird. Als bald beschäftigt sich die Gans eifrig mit dem Herbeitragen verschiedener Neststoffe und wird dabei auf Schritt und Tritt von dem Gansert begleitet. Dieser hilft am Nestbau nicht selbst mit, sorgt aber für beider Sicherheit und läßt seine Augen ohne Unterbrechung in die Runde schweifen. Dicke Stengel, Halme, Blätter von Schilf, Rohr, Vinsen u. s. w. bilden den Unterbau. Die eigentliche Mulde wird mit feineren Stoffen ausgekleidet und das Gelege später mit diesen und mit Dunen bedeckt. In den Nestern älterer Weibchen findet man Gelege von sieben bis zehn, ja bis vierzehn Eiern; jüngere legen gewöhnlich nur fünf bis sechs. Bereits um die Mitte des Monats März findet man in den Nestern älterer Paare die Mutter brütend. Sowie sie sich dazu anschickt, rüßt sie sich alle Dunen aus, bekleidet mit ihnen den inneren Rand des Nestes und bedeckt auch, so oft sie sich entfernt, sorgsam die Eier damit. Am achtundzwanzigsten Tag der Bebrütung entschlüpfen die Jungen, werden noch etwa einen Tag lang im Neste festgehalten, dann auf das Wasser geführt und zum Futter suchen angeleitet. Teichlinien, Wassergräber und dergleichen bilden ihre erste Nahrung; später werden die Wiesen und Felder besucht. Abends kehrt Alt und Jung zum Neste zurück; nach ungefähr zwei Wochen wird dieses für die inzwischen heranwachsenden Jungen zu klein und letztere nehmen nun hier oder da, dicht neben der Mutter dahingelauert, eine Schlafstelle ein. Die Wachsamkeit des Ganserts steigert sich, nachdem die Jungen ausgeschlüpft sind. Die Mutter geht oder schwimmt der Familie voran, die zusammengedrängten Jungen folgen, der Vater deckt gewissermaßen den Rückzug, mit hoch aufgerichtetem Haupte nach allen Seiten hin spähend, ängstlich auf die Sicherheit der Seinen bedacht und mißtrauisch alles Verdächtige beobachtend und bei wirklicher Gefahr gibt er zuerst das Zeichen zur Flucht. — Wenn man die Alten von den Jungen wegschießt, ehe diese Federn erhalten, müssen viele von ihnen umkommen. Die Verwaisten schlagen sich zwar zu den Jungen anderer Alten, welche diese leiden wollen; da jedoch dies nur wenige tun, so versammelt oft eine mitleidige Alte eine sehr zahlreiche Familie um sich. Brehm sah einst eine so gutmütige Familienmutter von sechzig und einigen Jungen umgeben, die sie führte, als ob alle ihre leiblichen Kinder gewesen wären. Findet sich keine Familie, welche sie aufnimmt, so halten sie zwar geschwisterlich zusammen, da sie aber mütterlicher Sorge und väterlichen Schutzes entbehren, gehen die meisten sehr bald zugrunde.

In früheren Jahren brüteten die Wildgänse an allen größeren stehenden Gewässern Deutschlands, gegenwärtig trifft man noch einzelne Paare in den ausgedehnten Brücken Nord- und Ost-

deutschlands an, die meisten aber in Pommern, woselbst man sie auf den wasserreichen Brüchen nirgends vermisst. Jung eingefangene Wildgänse werden sehr bald zahm; selbst Alte, welche in die Gewalt des Menschen gerieten, gewöhnen sich an den Verlust ihrer Freiheit und erkennen in dem Menschen einen wohlwollenden Pfleger. Da wo Wildgänse brüten, tut man wohl, ihre Eier auszunehmen und diese von zahmen Gänsen ausbrüten zu lassen. Die Jungen behandelt man dann ganz wie zahme Gänse und zieht sie in der Regel ohne sonderliche Mühe groß. Doch verleugnen sie ihr Wesen nie, denn sobald sie sich erwachsen fühlen, regt sich in ihnen das Gefühl der Freiheit; sie beginnen zu fliegen und zu ziehen, wenn man sie nicht gewaltsam zurückhält, im Herbst mit andern Wildgänsen nach Süden. Zuweilen geschieht es, daß einzelne zurückkommen, das Gehöft, in welchem sie groß wurden, wieder aufsuchen; doch gehören diese zu den Ausnahmen. Von einer solchen Gans wird berichtet, daß sie im Herbst fortzog und in dem darauf folgenden Frühling auf den Hof zurückkehrte, ohne weiteres bis in den Hof lief, an den Futterplatz und ihr gewöhnliches Futter forderte. Sie bewies sich sogleich völlig zahm und zutraulich, aus der Hand fressend, keinen Menschen fürchtend, so daß man sie oft mit dem Fuße beiseite schieben konnte, wenn sie gerade behaglich auf dem Rasen des Hofes saß. Dreizehnmal ist diese getreue Gans, ein Gänserich, zu dem Orte, wo sie aufgezogen ward, zurückgeführt und zuletzt wahrscheinlich eines gewaltsamen Todes gestorben.

Die Gans ist eine konsequente Vegetarierin. Mit Hilfe ihres harten, scharfschneidigen Schnabels weidet sie Gräser und Getreidearten, Kohl und andere Kräuter vom Boden ab, schält junge Bäumchen, pflückt sich Blätter, Beerentrauben, Schoten oder Aehren, enthüllt die letzteren rasch und geschickt, um zum Kerne zu gelangen, gründelt in seichten Gewässern ebenfalls nach Pflanzenstoffen und verschmäht keinen Teil einer ihr zusagenden Pflanze. — Die Gans ist eine Vegetarierin; der Mensch aber, der gefräßigste unter allen Karnivoren, begnügt sich nicht mit dem eine so reiche Skala von Wohlgeschmack darbietenden Fleische der gesunden Gans, in seiner raffinierten Eigennützigkeit und Genußsucht macht er die Gans künstlich krank, in seiner Herzlosigkeit beraubt er das wehrlose Tier jeder freien Bewegung im hellen Sonnenlicht, verdammt es zu elendem Dasein in einem engen, dunklen Käfig und läßt es nicht beliebig sein Futter zu sich nehmen, sondern stopft die Gans, d. h. er sperrt ihr den Schnabel mit Gewalt auf, zwingt ihr Welschkorn oder Teigkugeln in den Schlund, wobei das Tier selbstverständlich nicht den mindesten Genuß von seiner Nahrung haben kann. So geizig er sonst gegen das seiner Pflege befohlene Tier ist, der Gans stopft er weit mehr Futter in den Schlund als sie ertragen kann; freilich nicht aus Freigebigkeit, etwa um sie für die verlorene Freiheit und den entbehrten Genuß des normalen Fressens zu entschädigen, im Gegenteil, durch das übermäßig genossene Futter soll die Gans der Krankheit der Verfettung, insbesondere der Leberverfettung (adiposis hepatis) anheimfallen, damit der Mensch recht viel Fett von ihr gewinnt und eine große, eine krankhaft vergrößerte Leber, die getrüffelt zur Pastete oder Würst verarbeitet wird und auf die Tafel der oberen Zehntausend kommt. Unbegreiflich, unerklärlich war es mir von jeher, daß diese barbarische Mißhandlung der Gänse, dieses Gänsestopfen, so häufig von Hausfrauen betrieben wird, von Frauen, die man als gefühlvoll, mitleidig, barmherzig zu schildern pflegt. In seiner „Würde der Frauen“ singt Schiller:

Aber, wie leise vom Zephyr erschüttert,
Schnell die äolische Harfe erzittert,
Also die fühlende Seele der Frau.
Härtlich geängstigt vom Wille der Qualen,
Wallet der liebende Busen, es strahlen
Perlend die Augen von himmlischem Tau.

Was würden die Frauen dazu sagen, wenn man diesen Vers folgendermaßen abänderte:

Aber, wie leise vom Zephyr erschüttert,
Schnell die äolische Harfe erzittert,
Also die fühlende Seele der Frau.
Aber ihr Gefühl hat seine Grenze,
Denn mit den rosigten Fingern die Gänse
Stopfet sie grausam, hartherzig und rauh.

Oder wollen die Frauen etwa damit für den für sie unschmeichelhaften Vergleich, zu dem die Gans bisweilen dienen muß, Rache nehmen? Aber was kann die harmlose, unschuldige Gans dafür? Leidet doch ihr eigenes Renommé schwer genug darunter!

Ist es dir schon zum Bewußtsein gekommen, geschätzte Hausfrau, wie unrecht, wie egoistisch, wie abscheulich es ist, dem Tier jeden Geschmacksgeuß zu entziehen, damit der Mensch einen Gaumentizel weiter habe! Und es ist doch fast das einzige Vergnügen, welches die Natur dem Tier bereitet, während in den Menschen die Lust legionenweise einzieht durch die Tore seiner Sinne und die Pforte seines Geistes. Hast du dir noch niemals gesagt, wie unmenschlich es ist, um einer Leckerei oder eines pekuniären Vorteils willen dem Tier eine Krankheit anzufüttern, die bereits erwähnte Verfettung, welche nicht bloß die Leber pathologisch vergrößert, sondern infolge des Drucks, den die übermäßige Fettschicht auf die Blutgefäße übt, die Zirkulation des Blutes hemmt, woher die schwere Atemnot der Stoppzeit rührt! Wenn der Mensch leberleidend ist, geht er nach Karlsbad; wenn er an Fettsucht leidet, gebraucht er die Bantingur und ruft alle Götter an, ihn von seinem Leiden zu befreien. Er selbst aber, der Erdengott, kümmert sich nicht bloß nicht um das Leiden des Tiers, nein, er ruft dasselbe herbei, er überliefert es monatelang der Tortur einer von ihm künstlich erzeugten Krankheit. Ist dir endlich, werthe Hausfrau, noch niemals der Gedanke aufgestiegen, daß es wahrhaft barbarisch ist, die Gans viele Wochen in einer Dunkelzelle eingesperrt zu halten, weil sie im Finstern fetter wird (wie eine gewisse Klasse Menschen)! Hast du dich niemals an das schöne schillerische Wort erinnert:

O eine edle Himmelsgabe ist
Das Licht des Auges — Alle Wesen leben
Vom Lichte, jedes glückliche Geschöpf —
Die Pflanze selbst lehrt freudig sich zum Licht!

Oder wärest du vielleicht beschränkt genug, zu behaupten, die Gans sei garnicht so empfindlich gegen die mit dem Stopfen verbundene Qual, die Intensität der Schmerzempfindung beginne erst beim Menschen? Aber weißt du, wie diese Behauptung aussieht? Nicht anders als die des hochnasigen Junkers, daß der Mensch erst beim Baron anfängt.

Der arme Käfer, den dein Fuß zertritt,
Fühlt körperlich ein Leiden ebenso
Als wenn ein Riese stirbt

sagt Shakespeare und ein neuerer Dichter (Pfeizer) singt:

Mir wurde bald geoffenbart,
Daß sich in jedem Lebensreiche
Die Angst und Not der Wesen gleiche,
Und unserer Blindheit Täuschung nur
Verhehlt die Leiden der Natur.

Wir schließen unsern Artikel, der von Moll in Dur, von der humoristischen in die ernste Tonart übergegangen ist, mit der Hoffnung, daß unsere Philippika gegen das Gänsestopfen bei unsern Leserinnen und Lesern nicht ohne Eindruck bleiben möge und empfehlen ihnen noch den Vers zur Beherzigung:

Es ist nur eine kurze Spanne Zeit
Den Tieren zugemessen, sich sonnen
Im Strahl der Lebenssonne, Fröhlichkeit
Zu trinken aus der Freude süßem Brounen.

Serena.

Eine venetianische Novelle von Max Vogler.

(9. Fortsetzung.)

Bald nach Weihnachten hatten die karnevalistischen Vergnügungen ihren Anfang genommen; die Schauspiele mehrten sich, öffentliche und Privatbälle reihten sich in rascher Folge aneinander, und auf dem Markusplazze entfaltete sich ein immer bunteres, geräuschvolleres Leben. Der von der Marchesa dem Grafen in Aussicht gestellte große Ball im Palazzo della Sponda hatte bereits kurz nach Neujahr stattgefunden, und endlich, in der Mitte des Februarmonds, wurde auch die glänzende Festschicht bei der Gräfin Pyrene, die wochenlang vorher das Tagesgespräch der vornehmsten Kreise der Lagunenstadt gewesen, abgehalten.

Serena hatte sich nur durch den ausdrücklichen Wunsch ihres Vaters, der sich selbst, durch ein leichtes Unwohlsein gezwungen, das Zimmer zu hüten, von dem Feste ausschließen mußte, zu einer Beteiligung bestimmen lassen, um den Vater nicht von neuem und noch heftiger gegen sie zu erzürnen. Der Marchese motivirte diesen seinen ausdrücklichen Wunsch der Tochter gegenüber damit, daß ihr die auf dem Feste zu erwartende Zerstreuung wohlthun werde, ganz abgesehen davon, daß es von der Gräfin sehr übel vermerkt werden würde, wenn Serena sich von demselben fern hielt, im Grunde aber trug er sich mit der leisen Hoffnung, daß sich vielleicht bei dieser Gelegenheit die ihm so sehr am Herzen liegende Annäherung zwischen seiner Tochter und dem Grafen von Larente endlich vollziehen könne.

In der That bot denn der Graf während des diesmal ohne Maske stattfindenden Balles auch alles auf, um so oft und so lange wie möglich in Serenas Nähe zu sein; er hatte sie wiederholt zum Tanze geführt und zuletzt, vom feurigen Wein erregt, sie sogar in den beredtesten Worten ausdrücklich seiner unaussprechlichen Liebe versichert, ohne daß er indes damit etwas anderes erreichte, als daß ihm das schöne Mädchen mit rasch erglühendem Gesicht auf das deutlichste zu verstehen gab, er möge für alle Zeit die Hoffnung, ihre Gunst zu erlangen, fahren lassen.

Sie war auf das tiefste empört über die leidenschaftliche Festigkeit, mit der er ihr, die ihm in den letzten Wochen noch geflüchtlicher als vorher aus dem Wege gegangen, seinen Antrag gestellt und zog sich bald darauf kurz entschlossen von dem Feste zurück.

Auch der Graf fühlte sich auf das tiefste beleidigt.

Ein heißes Rachegefühl gegen „diesen Herrn von Winter“ loderte in ihm auf und bemächtigte sich nach und nach seines ganzen Wesens in fast noch höherem Grade, als der Unwille gegen Serena selbst. . . . Nun freilich war er aus dem Palazzo della Sponda entfernt, selbst die Mauern Venedigs beherbergten ihn nicht mehr, und er, der Graf, hätte wohl glauben dürfen, daß Serena jetzt ihrer wahnsinnigen Schwärmerei — wie er es nannte — entsagen würde; aber auch jetzt noch blieb sie spröde und verharrete eigenfönnig auf ihrer Reigung, noch immer wies sie seine Werbung so entschieden und in geradezu beleidigender Art zurück, — es war zum Verzweifeln! . . .

Er hätte sich zur Stunde jenem Menschen gegenüberstellen können zu hitzigem Zweikampf, — aber es schien ihm fast seiner unwürdig, mit „diesem Herrn von Winter“, einem Menschen von niederem, vielleicht sogar ganz jungem Adel, einen solchen zu beginnen, — er hätte ihn morden mögen! — Und dann schalt er sich wieder einen Tor, daß er nicht endlich das wunderliche Mädchen fahren ließ, und setzte in heißem Grimme ein neu gefülltes Glas feurigen Samosweins an seinen Mund und leerte es auf einen Zug.

„Ja, kommen Sie, lieber Graf, — auf das Wohl der Gräfin — — —!“ rief jetzt die scherzend neben ihm sitzende Marchesa, als sie sah, wie er das köstliche Getränk an die Lippen führte, und war, ihr Glas erfassend, im Begriff, mit ihm anzustoßen. Aber sie vollendete den Satz nicht und ließ, plötzlich erröthend, ihre Hand auf dem Tische ruhen; denn schon

hatte er das Glas bis zur Reige geleert und ließ es wieder nieder.

Wie er jedoch ihre Absicht bemerkte, füllte er es rasch von neuem.

„Ja, auf das Wohl der Gräfin Pyrene! —“ sagte er, den von den Seiten-Loggien herüberklingenden, von der Marchesa selbst erst nachgesprochenen Ruf wiederholend und sich aus seinen Gedanken aufrüttelnd, mit Lebhaftigkeit, und die Gläser schwirren und klirren im ganzen Saale hell tönend zusammen. Die Feststimmung hatte ihren Höhepunkt erreicht. Mit ungestümer Hast stürzte der Graf auch dies zweite Glas hinunter.

Und nun sah er tief in die trunkenen, vor Freude glühenden Augen der Marchesa hinein, und sie blinzelte neckisch mit den langen, zarten Wimpern und lächelte ihm bezaubernd entgegen.

Der Graf fuhr sich schnell über die Stirn.

Gewiß, er war ein Tor, mißgelaunt den Gedanken an ein wunderliches Mädchen, das ihn verschmähte, nachzuhängen und sich darum zu grämen, daß sie einen anderen liebte, — es war töricht, sehr töricht, durch den Born wider diesen anderen sich auch nur einen Augenblick die Freude dieser kostbaren Stunden vergällen zu lassen, — hier, wo Lust und Heiterkeit auf allen Gesichtern leuchteten und ausgelassener Jubel ihn vieltönig umbrauste, wo eine junge, schöne, blühende Frau neben ihm saß und ihm selig zulächelte und in übermütigem Geplauder die Freude und den Sonnenschein ihres Herzens über ihn ausgoß. Sein Blick hing jetzt wie festgebannt an ihren Zügen, und auch sie wandte ihre strahlenden Augen nicht von ihm ab, sondern ließ sie tief und feurig in die seinen hineinglänzen. Die weißen Zähne schimmerten in schneieigem Glanze zwischen den frischen, blühenden Lippen hervor, wie sich diese unter munteren Scherzen regten, und ihre vom duftigen Spizengewebe des hellfarbigen Seidenkleides nur leicht und lose verhüllte, weit entblökte Brust hob sich im blendenden Lichtmeer des weiten, lusterfüllten Raumes freudig auf und ab. Dem Grafen von Larente drang es mit süßer Blut durch Adern und Nerven, er neigte sich näher und näher zu der schönen Frau, und in munterer Rede gingen die Worte hinüber und herüber.

Im nächsten Tanz wirbelten die beiden nach dem stürmischen Takte rauschender Musik durch den Saal dahin. . . .

* * *

„So aber sind die Reichen der Erde. Wenn wir ihren Reigungen zu entsprechen vermögen, wenn wir durch unsere Kunst ihnen das Leben verschönern, so wissen sie uns nicht genug des Lobes zu sagen und lieben es, ihren Salons durch unsere Namen Glanz zu verleihen, bei ihren Gesellschaften und Festen unseren äußeren Menschen gleichsam als Bierfülle darin aufzustellen, damit die Geladenen doch nachher sagen können, diese, — jene Kapazität war auch unter den Gästen des kunstfönnigen Hauses. Doch wehe uns, wenn uns unser Herz einen Streich spielt und dieser arme, äußere Mensch sich etwa anheischig macht, die Sympathie der Familie in irgend welcher anderen Art für sich in Anspruch zu nehmen, durch seine Empfindungen sich zu der letzteren selbst hinüberziehen zu lassen und Bande der Liebe anknüpfen zu wollen, — dann schwindet mit einemale die Vergötterung unseres Genius, das Interesse an unserer Kunst, und man sieht nur eben diesen armen, äußeren Menschen, als seien jene bloß eine für die anderen willkommenen und von ihnen nach Laune benützte Zugabe gewesen, die aber für sie jetzt nicht mehr vorhanden ist und alle Geltung verloren hat. Und dann? — Unzählige Schmerzengeschichten berichten von dem langsamen, qualvollen Hinsterben edelster Herzen, von dem einsamen, freudlosen Lebensgang bedeutendster Geister und dem elenden Untergang so mancher herrlichen Talents und gottbe-

gnadeten Genies, die das höchste zu leisten auserkoren waren — Laß mich schweigen, Serena" . . .

„Ja, es ist doch recht sehr traurig!“ — seufzte das schöne Mädchen, indem sie, das Haupt leicht zur Brust geneigt, auf das vor ihr auf dem Tische liegende Blatt niedersah. Sie las den Brief nun wohl schon zum zehntenmale. Am vergangenen Tage erst hatte sie ihn aus der Hand der Schwester Camillo empfangen. Es war auch ein Befehl des Marchese, der alle und jede Beziehungen Serenas zu dem jungen Künstler abgebrochen wissen wollte, daß die Kleine nicht mehr im Palaste erscheinen durfte; desto öfter aber wurde sie jetzt in dem freundlichen Hause, in welchem Camillo seine Wohnung innebehalten hatte, und wo Adele der Obhut liebevoller Wirtskleute anvertraut war, von Serena besucht. Auch an dem vergangenen Tage war diese bei ihr gewesen und von der Kleinen durch Ueberreichung eben dieses Briefes — es war nicht der erste, den sie aus der Hand derselben empfing — erfreut worden, dessen fast schwermüthigen Inhalt ihr während des ganzen Balles nicht aus dem Sinne gekommen war, und zu welchem sie, kaum von diesem heimgekehrt, und ohne nur erst die kostbare Toilette abgelegt zu haben, immer wieder gegriffen hatte.

So verschieden sich auch die leidenschaftliche Künstlernatur Camillo's, von den glühendsten Ergüssen schwärmerischer Liebe, von den jubelvollsten Ausbrüchen trunkener Hoffnungseligkeit bis zu leisen Klagen düsterer Schwermut und banger Besürchtungen, bisher in seinen an die Geliebte gerichteten Briefen ausgesprochen, — so melancholisch und ernst, bitter fast, wie der, auf welchem die feuchten Augen Serenas in diesen Augenblicken hafteten, hatte keiner der vorhergehenden geklungen. Kein Wunder, daß es sich schwer und dumpf auf das Herz Serenas legte, welches noch eben ganz von glühendem Abscheu gegen den Mann, den man ihr aufdrängen wollte, und dessen ihr widerwärtige Persönlichkeit hindernd zwischen ihr und Camillo stand, erfüllt gewesen war. Sie fühlte sich niedergedrückt und seltsam beengt in dem traulichen Raume ihres Zimmers, und wie sie ans Fenster getreten war und in die klare Winternacht hinausah, — das Sternenlicht zitterte und glizerte mit wunderbarem Glanz durch den weißen, duftigen Flor der schweigsam in die ernste Stille emporlaufenden Bäume und auf der dünnen, leuchtenden Schneedecke der einsamen Wege des Gartens — überkam es sie mit mächtigem Drang, noch einmal in die reine, auch nicht vom leisesten Hauch bewegte Luft hinauszuwandeln, und durch die hohen Bogenfenster wenigstens einen Blick in den stillen Raum hinein zu werfen, in welchem er so oft bei emsiger Arbeit gewiekt, in dem sie zu wiederholten malen in traulichem Gespräch an seiner Seite gestanden, in jenen Raum, wo er ihr zum erstenmal gesagt, daß er sie liebe . . .

Sie warf rasch ein feines Tuch über die halb entblößten Schultern und schritt, nicht einmal des Lichtscheins einer Kerze sich bedienend, in den unteren Flur hinab. Zwei der Bogenfenster des Marmorsaals gingen nach diesem Flur heraus, und unwillkürlich trat sie an eines derselben hinan, um in den traumhaften Dämmer drinnen hineinzuschauen. Vielleicht, daß sie die blendend weiße Gestalt des Schalks mit den Tauben —

Da schrak sie heftig zusammen. Denn der helle Schein, der ihr von der gegenüber am Garten gelegenen Seite des Saals entgegenrang — er war zu grell und heftig, als daß er von dem mild und sanft durch die bunten Scheiben hereinkommenden Sternenlicht herrühren konnte, und was sie sah, war nicht der schneeige Schimmer des Bildes an der Wand — nein, zwei wirkliche, lebende Wesen schritten dort drüben eben durch die nach dem Garten führende Thür herein und tauchten beim Schein einer Kerze aus dem Dunkel des weiten, stillen Raumes auf.

Serena war nicht furchtsam; aber sie begann an allen Gliedern zu zittern und hätte laut ausschreien mögen, wie sie die seltsame nächtliche Erscheinung weiter und weiter in den Saal hineinschreiten sah. Atemlos und als ob ihr das Herz in der Brust still zu stehen begönne, stand sie am Fenster, und, die Hände krampfhaft gegen die glatte, kalte Marmorwand ge-

preßt und die Stirn fest gegen die Scheiben gedrückt, als ob sie fürchte, sonst ins Wanken zu geraten und Geräusch zu verursachen, stierte sie mit gläsernen Blicken hinein.

Jetzt konnte sie deutlich erkennen, daß es ein Mann und ein Weib waren, welche einander die Arme um den Nacken gelegt und zärtlich Wange an Wange gelehnt, langsam in der Richtung nach einem der kleineren Zimmer, die sich an den Saal angeschlossen, dahinwandelten.

Nun hob die eine das Haupt und sah mit strahlendem Blick in das Antlitz des anderen, und diese neigte sich tiefer zu ihr herab, und es schien Serena, als hätten sich ihre Lippen zusammengesunden — — —

Aber sie sah nichts mehr, sondern taumelte einige Schritte vom Fenster zurück, wankte dann wieder der Wand entgegen und hatte alle Mühe, mit beiden Armen diese aufs neue zu erreichen und sich fest an dieselbe anzustemmen.

Es war das Antlitz der Marchesa, — ihrer Mutter, gewesen, welches sie im hellen Lichtschein der Kerze erkannt, und in dem jungen, schlanken Manne, der sie umschlungen hielt, zeigte sich ihr kein anderer, als — der Graf von Larente.

Serena kreuzte beide Hände über die Brust, als wollte sie ihr Herz, dessen ungestümer Schlag jetzt fast schmerzhaft bis in die Schläfen hinauf klopfte, gewaltsam zur Ruhe bringen. Zu einem Spaziergang durch den Garten fühlte sie nun keine Neigung mehr; mit größter Anstrengung nur zwang sie ihre Knie, sie noch so lange zu tragen, bis sie über die breiten Marmorstufen wieder nach dem oberen Korridor und in ihr Zimmer gelangt war. Hier aber brach sie tief aufseufzend und schluchzend mit dem Ausruf: „Armer Vater!“ zusammen.

Die Marchesa hatte all den bestrickenden Reiz ihres Wesens, welcher den Grafen so oft schon, und besonders in der letzten Zeit, mächtig und unwiderstehlich gefesselt, an dem eben verfloffenen Festabende in noch höherem Maße als je zuvor entfaltet, und der Graf mußte seiner zauberhaften Wirkung um so eher erliegen, je mehr der hitzige Samoswein dazu beigetragen hatte, ihm das Blut in heftiger Wallung durch die Adern zu treiben und seine Sinne in einen süßen Taumel hineinzuziehen, in welchem sein ganzes Denken und Empfinden nur und völlig in der herauschenden Wärme des Augenblicks aufging. Er hing verzückt an dem leuchtenden Glanz ihrer Augen, an dem lebendigen Spiel ihrer Mienen und Geberden, er folgte dem heiteren Geplauder, in welchem sie ihm zuweilen fast das eigene Wort von den Lippen zu nehmen wußte, er verstrickte sich immer tiefer und tiefer in die seligen Irrgänge ihrer Gedanken, und zuletzt gab es keinen Ausweg mehr: er gehörte ihr an mit allem, was er in der süßen Aufregung dieser Stunden empfand, — nichts, aber auch gar nichts war ihm begehrenswerter, als das junge, schöne Weib mit den funkelnden Augen und blühenden Lippen und dem vollen Geslecht dunklen, üppigen Haars, — dieser berückende Dämon, welcher neben ihm auf schwelender Ottomane sich wiegte.

Als nach Beendigung des Balles die Marchesa in ihrer Gondel nachhause fuhr, glitt er, ganz allein, in der seinen hinter ihr her. In der Nähe des Palazzo della Sponda angekommen, ruderte er eine kleine Weile auf dem Kanal grande auf und ab, bis die Marchesa ausgestiegen war und ihr Gondoliere sich ebenfalls ins Haus begeben hatte. Dann fuhr er sacht und vorsichtig bis an dieselbe Thür des Gartens, vor welchem an jenem seligen Abend Serena und Camillo zärtlichen Abschied von einander genommen, und hier empfing ihn die Marchesa, um ihn, dicht an der Mauer des Palastes hin, die wenigen Schritte nach dem diesseitigen Eingang in den Marmorsaal zu geleiten. Das war geschehen, während Serena aus ihrem Zimmer herabging, und sie mußte sonach die beiden in demselben Augenblicke bemerken, als sie, zärtlich aneinandergeschmiegt, in den Saal eintraten. Die Marchesa hatte sich um so sicherer gewähnt, als sie wußte, daß ihr Gemahl in Folge seines Unwohlseins das Bett nicht verließ und Serena bereits vor länger als zwei Stunden heimgekehrt war und nun vermutlich ebenfalls schon in tiefem Schlafe lag. Zudem war sie überzeugt,

daß sich die beiden in jedem Falle wenig um ihre Nachhausekunft kümmern würden. Von der Dienerschaft des Hauses aber brauchte sie nichts zu befürchten, da sich die Schlafräume derselben auf einer ganz anderen Seite des Palazzo befanden und überdies die Ausdehnung des letzteren eine so große war, daß selbst ein ziemlich lebhaftes Geräusch von anderen Bewohnern, wenn sie nicht eben mit Absicht in der Nähe lauschten, kaum gehört zu werden vermochte.

Und doch hatte es der Zufall gefügt, daß sie jemand beobachtete, von dessen Seite sie es am allerwenigsten gewünscht haben würden.

Der Rest der Nacht ging vorüber, ohne daß Serena nur auch die Augen zum Schlummer geschlossen hätte. Als der Morgen kam, lag es wie Blei in ihren Gliedern, so daß sie sich nur mit größter Anstrengung ihrer Willenskraft von ihrer Schlafstätte hätte zu erheben vermögen. Sie verließ indes ihr Lager nicht; denn bald schüttelte es sie wie heftiger Frost, bald glühte es ihr fieberhaft in Stirn und Schläfen. In den Familiensalon hinüber würde sie freilich auch ohnedies an diesem Morgen keinesfalls gegangen sein; denn sie hätte es nicht über sich vermocht, der Marchesa sich heut auch nur einen Augenblick gegenüber zu befinden, ohne daß ihr dabei selbst die verächtliche Röte der Scham und der Enttäuschung in die Wangen gestiegen sein würde.

Serena war weder an diesem, noch an den folgenden Tagen imstande, das Bett, geschweige denn das Zimmer zu verlassen; der Arzt hatte den Ausbruch eines gefährlichen Fiebers, entstanden infolge heftiger Aufregung, konstatiert.

Während die Marchesa gegen ihren Gatten, der sich in-

zwischen von seinem, keinen ernsthaften Charakter tragenden Unwohlsein erholt hatte, unverändert ihr kühl zurückhaltendes Wesen bewahrte, steigerte sich die Besorgnis des letzteren um die Tochter Stunde um Stunde. Zweniger er den nächsten und wahren Grund ihrer Erkrankung kannte, desto eher mußte er geneigt sein, denselben in dem schweren Liebesleiden des Mädchens, das sie ihm die Wochen seither bei all' ihrer Selbstbeherrschung doch nicht völlig hatte verbergen können, zu suchen. Und wenn schon vorher das zähe, unerschütterliche Festhalten Serenas an ihrer Neigung ihn bekümmert und ihm Anlaß zu ernstem Nachdenken gegeben, so war dies jetzt in solchem Grade der Fall, daß er sich schon leise die Frage vorlegte, ob er nicht lieber nachgeben und dem Herzen des Mädchens sein Recht lassen solle. Denn er war seinem Kinde in zu großer, tiefgewurzelter Liebe zugetan, als daß er sie wirklich zu etwas hätte zwingen können, was ihrer eigenen Neigung von Grund aus widersprach. Er hatte anfangs, wie gesagt, ihre Liebe zu dem Maler bloß für eine durch die Anlage ihres Wesens erklärliche, schnell vorübergehende Schwärmerei gehalten, die durch die Entfernung des Herrn von Winter sehr leicht wieder zurückgedrängt und unterdrückt werden könne; nun, da er sich in dieser Erwartung getäuscht sah, und, wenn er seinerseits noch ferner starr seinen Standpunkt behauptete, ein wirkliches Unglück befürchten mußte, nun fühlte er sich notwendig zu tiefer gehenden Erwägungen gedrängt. Freilich wurde er bei all' diesem durchaus noch von dem Wunsche geleitet, wenn irgend möglich, Serena seinen Absichten geneigt zu machen und eine Verbindung zwischen ihr und dem Grafen herbeizuführen

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Nutzlosigkeit der Tier-Vivisektion als wissenschaftlicher Untersuchungsmethode

hat Lawson Tait, Chef-Operateur am birminghamer Frauenhospital, Verfasser einer ganzen Reihe gelehrter und berühmt gewordener Werke, die wichtige Gebiete der Medizin und Chirurgie erschöpfend und maßgebend behandeln, am 20. April 1882 einen Vortrag gehalten vor der birminghamer philosophischen Gesellschaft, der uns sehr geeignet erscheint, epochemachend zu werden und den Vivisektoren die Ausrechterhaltung ihrer grausamen, angeblich zum Heil der Menschheit notwendigen Forschungsmethode recht schwer zu machen.

Die Bedeutung Lawson Tait's kennzeichnete das angesehenste medizinische Fachblatt Englands, das „British Medical Journal“, indem es am 17. Dezember 1881 schrieb: „So sehen wir, daß Lawson Tait im Eröffnen neuer Gebiete auf dem großen Felde der chirurgischen Behandlung von Unterleibs-Krankheiten uns allen vorangegangen ist. . . . durch seine Energie und Geschicklichkeit hat er vieles für uns leicht gemacht, was bisher mit Schwierigkeiten und Gefahr verbunden war. Er ist jetzt der Führer auf diesem Gebiete der Chirurgie, und es ist ihm gelungen, große, fruchtbare Arbeitsfelder zu eröffnen, die wir alle mit Gewinn bearbeiten können.“

Lawson Tait, dessen Vortrag soeben in deutscher Sprache zu Dresden im Verlag des internationalen Vereins zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Tierfolter erschienen ist und von uns nur auszugsweise wiedergegeben werden kann, sprach im wesentlichen, wie folgt:

Hat diese wissenschaftliche Forschungsmethode — die Vivisektion — soviel zur Erleichterung menschlicher Leiden oder zur Erweiterung menschlicher Kenntnisse beigetragen, um deren Fortsetzung trotz der gegen sie erhobenen nachdrücklichen Einwürfe zu rechtfertigen? Hier muß vorzüglich historische Kritik eintreten, wir müssen schlußfeste Antwort darüber haben, wie viel bei einem als Beweis angeführten Fortschritte durch das vivisektorische Experiment, wie viel durch andere Quellen gewonnen ist, und der Anteil muß klar und deutlich festgestellt werden. Es ist nicht zulässig, wie es bei manchen Beweisführungen

geschehen ist, ein Bild von einer im 17. Jahrhundert und einer im letzten Jahre vorgenommenen Amputation aufzurollen und dann zu sagen, daß wir den günstigen Wechsel der Vivisektion verdanken. Die wirklichen Fragen sind diese: Welche Detailfortschritte verdanken wir der Vivisektion? Konnten diese Fortschritte ohne sie erreicht werden? Gesezt, daß die Vivisektion früher für elementare und primitive Untersuchungen nötig gewesen wäre, ist sie es dann auch jetzt noch, da so glänzende, rasch sich entwickelnde Methoden in hundert anderen Richtungen uns zu Gebote stehen? Haben wir vollständigen, erschöpfenden Gebrauch von allen anderen nützlichen, nicht ansehbaren Methoden gemacht? Und schließlich, können die auf Tiervivisektion begründeten Fortschritte voll beweisend auf den Menschen angewandt werden, zu dessen Nutzen sie, wie man behauptet, angestellt sind?

Es ist vollkommen klar, daß alle diese Fragen zu beantworten, genaue Einzelfälle beigebracht und historisch mit großer Sorgfalt analysirt werden müssen. Dies ist schon oft geschehen und in jedem uns bekannten Falle — ich muß es sagen — unter vollständiger Zurückweisung der Behauptungen der Vivisektoren.

Nehmen wir den Fall der Harvey'schen Entdeckung des Blutumlaufs, worauf man sich beruft, so läßt es sich bestimmt nachweisen, daß alles was Harvey wußte, schon vor seiner Zeit bekannt war, und daß nur unser insularer Stolz das Verdienst der Entdeckung für ihn beansprucht; daß er durch Vivisektion irgend wertvolles Material für die Frage geliefert, ist bündig widerlegt und vor der Kommission durch so gute Autoritäten wie Dr. Acland und Dr. Lauder Brunton praktisch nachgewiesen. Der Blutumlauf wurde erst bewiesen, als Malpighi das Mikroskop gebrauchte; daß er bei dieser Beobachtung ein vivisektorisches Experiment zu Hilfe nahm, war ganz unnütz, denn er hätte besser und leichter das Gewebe der Schwimmhaut des Frosches benutzen können, als das seiner Lunge.

Die periodische Literatur der letzten Monate ist an Artikeln über Vivisektion sehr fruchtbar gewesen, einer davon, der als Weiter besondere Aufmerksamkeit verdient, findet sich in der Zeitschrift „Natur“ am 9. März.

Da ist der aprioristische Beweisgrund für Vivisektion populär in der Phrase ausgedrückt: „es würde verständiger sein, zu hoffen, ein Uhrwerk dadurch auszubessern, wenn man nur hineinsähe als die Organisation eines lebenden Wesens durch bloße Beschauung kennen zu lernen.“ Unglücklicherweise ist in der Analogie ein Fehler, und könnte man gegenteils vielmehr der Wahrheit entsprechend sagen: es würde ganz unmöglich sein, die Kunst, eine beschädigte Taschenuhr zu repariren, durch Herumexperimentiren an einer Wanduhr zu erlernen. Es besteht eine absolut gleichartige Unähnlichkeit zwischen den Funktionen und Krankheiten der Tiere und denen der Menschen.

In demselben Artikel ist ein Aufsatz von Sir William Gull angeführt, der beweisen soll, daß die Versuche von Bernard, welcher lebende Hunde in einem Ofen buk, unserem Verständnisse der Pathologie des Fiebers den Weg geöffnet hätten. Die erhöhte Temperatur ist nicht die Ursache der fieberhaften Krankheiten, sondern deren Wirkung, und die Antwort auf jene Behauptung ist dadurch gegeben, daß wir in Behandlung des Scharlachfiebers noch keinen Schritt vorwärts gekommen sind. Um keine Stunde vermögen wir seinen Verlauf abzukürzen. Arznei ist machtlos in Heilung der Infections-Krankheiten, während Hygiene allmächtig ist in ihrer Verhinderung, und die Zukunft der Arzneiwissenschaft liegt ganz in dieser Richtung. Arzneien sind ohnmächtig, Sanitäts-Gesetze richtig verstanden

und ausgeführt, werden alle diese Krankheiten bannen. Der Artikel führt ferner an, „daß zwischen 1864—1867 die Phar-



makopö durch sieben neue Arzneimittel bereichert sei, von denen die beiden wichtigsten wenigstens der Vivisektion zu verdanken wären: Karbolsäure und Phosphostigma.“ Von neueren Arznei-

mitteln kann ich nur mit großer Zurückhaltung sprechen, denn das durch die Homöopathie hervorgerufene medizinische Schisma

neimitteln nicht viel halte. Ich fürchte, daß die meisten neuern Arzneimittel mehr schaden als nützen; bei einigen, z. B. dem



Knauoldts Hygiene auf Tauris. (Seite 267.)

Chloral, ist dies sicher der Fall. Ich kann nicht einsehen, daß Phosphostigma*) irgend was genützt habe, und in meinen Schriften ist gezeigt, daß Karbolsäure viel mehr geschadet als genützt hat; vielleicht wäre es besser gewesen, wir hätten nie von ihr gehört. Die Erforschung der Wirksamkeit der Arzneimittel durch Experimente an Tieren ist, muß ich bekennen, sehr schwierig, weil, wenn wir ihre Wirkung an einem Tiere kennen gelernt haben, wir finden, daß sie bei einem andern ganz verschieden sind, und die Untersuchung endlich beim Menschen aufs neue aufgenommen werden muß. Das nicht allein, sondern die Wirkungen der Arzneien beim Menschen gehen in vielen Fällen soweit auseinander, daß jeder neue Patient eine neue Untersuchung benötigt. Die Pharmacie ist also kein Beweismittel für die Vivisektion.

Es ist mir sehr wohl bekannt, daß meine Ansicht von der Nutzlosigkeit der Vivisektion als wissenschaftlicher Forschungsmethode nur von einer kleinen Minorität meiner Berufsgenossen geteilt wird; darauf habe ich aber zu antworten, daß von hundert meiner Berufsgenossen nicht einer die Frage ernstlich in Erwägung gezogen hat. Neunundneunzig nehmen die Behauptungen des einen als erwiesen an, und der wiederum hat die Sache nicht von der Seite aufgefaßt,

hat in bezug auf Arzneimittel solch eine heilsame Eklipsis wahrgenommen, daß ich alle neuern Arzneimittel mit großem Argwohn betrachte. Sir William Gull sagt selbst, daß er von Arz-

wort gegeben werden kann — von der historischer Kritik.

*) Phosphostigmie, ein giftiges Alkaloid, kommt in der Augenheilkunde zur Anwendung.

Kürzlich ist von Mr. Sampson Gamgee eine Flugschrift „über den Einfluß der Vivisektion auf die menschliche Chirurgie“ erschienen, in welcher die Behauptung aufgestellt ist, daß ohne Experimente an lebenden Tieren „wissenschaftliche Chirurgie nicht hätte begründet werden können, ihre jezige humane und sichere Praxis wäre unmöglich gewesen.“ Mr. Gamgee unterstützt diese Behauptung durch eine Reihe von Fällen, von denen wir annehmen dürfen, daß sie die besten und bündigsten sind, die er hat finden können. Ich führe sie auf wie folgt und werde sie in derselben Reihenfolge durchgehen.

I. Behandlung der Kopfverletzungen und die Theorie des Contre-coup. II. Amputation im Hüftgelenke. III. Eröffnung der Brusthöhle. IV. Unterhaut-Sehnenschnitt. V. Behandlung der Aneurismen. VI. Transfusion. VII. Chirurgische Operationen am Unterleibe. VIII. Funktion des Periostris. IX. Der Ekraleur. X. Erforschung von Gift.

I. Behandlung der Kopfverletzungen und die Theorie des Contre-coup.

Mr. Gamgee sagt uns, daß die Akademie der Chirurgie eine Preisaufgabe ausschrieb über den Contre-coup*) und dessen Bedeutungen bei Kopfverletzungen, und daß der Preis 1778 durch Mr. Saucerotte gewonnen wurde, dessen Arbeit sich „auf literarische Untersuchung, klinische Beobachtungen und einundzwanzig Experimente an lebenden Hunden“ stützte. Er versäumte aber, die Experimente an Hunden auf ihren wahren Werth zu prüfen, der meiner Meinung nach vollständig null ist, und vergißt ganz zu erwähnen, daß die Theorie des Contre-coup ungefähr zwei Jahrhunderte vorher vollständig begründet war, und umständlich von Paul Ammannus aus Leipzig abgehandelt wurde, welcher 1674 eine wohlbekannte Schrift verfaßte, in welcher das Trepaniren an der Stelle des Contre-coup empfohlen wurde, wie diese Operation auch dreizehn Jahre zuvor durch Paul Barbette in Amsterdam ausgeführt war. Die Theorie des Contre-coup und die auf sie basirte unglückliche Praxis sind jetzt glücklich der Vergessenheit anheimgegeben, trotz der Saucerotteschen Vivisektionen, und kein Mensch würde darauf zurückkommen sein, hätte Gamgee sie nicht unglücklicherweise ins Leben zurückgerufen.

Die heutige Ansicht über Schädelbrüche findet sich glatt und nett in Mr. Flint Souths Worten: „je weniger man sie anrührt, desto besser,“ und: „das Wissen von Kontrefrakturen ist ganz unsicher.“ Nichts konnte in der That unglücklicher sein, als Mr. Saucerottes Experimente anzurufen, um den Wert der Vivisektionen zu beweisen, denn sie wurden zu einem Zwecke unternommen, dessen Wertlosigkeit längst anerkannt war, und um ein Heilverfahren zu empfehlen, welches allgemein verdammt war.

II. Amputation im Hüftgelenke.

Auf Seite 8 seines Flugblattes macht Mr. Gamgee die staunenerregende Angabe, diese Operation sei erst gewagt, nachdem sie durch Vivisektion probat befunden sei. Seine Autorität hierfür, die er freundlich genug war, mir anzuführen, ist eine kurze Notiz zur Vorrede des neunten Bandes der Memoiren der Akademie der Chirurgie, geschrieben von deren Sekretär und 1778 herausgegeben.

Die erste Notiz jedoch, welche wir von der Amputation im Hüftgelenke haben, stammt von einem deutschen Chirurgen Namens Bohler, welcher um 1690 praktizirte. Zweifelhaft ist, ob er sie je am Lebenden ausführte, er erwähnt, daß er sie am Leichnam versuchte. Ausgeführt wurde sie 1748 durch Mr. La Croix aus Orleans nicht nur an einem Schenkel, sondern an beiden desselben Patienten; die Operation an dem ersten verlief glücklich, die am zweiten fast ebenso. Dies war ungefähr dreißig Jahre vor der Bekanntmachung von Vivisektion an

Hunden; es gibt noch verschiedene andere Fälle glücklicher Operationen vor Mr. Gamgees Hinweis auf den Ursprung derselben, eine wurde 1773 von dem berühmten Ker aus Northampton ausgeführt, und da Mr. Gamgee ein dices Buch über Amputation im Hüftgelenke schrieb, ist es auffallend, daß er nicht ein bißchen mehr von der Geschichte der Operation wußte.

III. Eröffnung der Brusthöhle.

Mr. Gamgee trifft ferner eine sehr unglückliche Wahl, indem er sich auf William Hewson beruft, welcher 1769 eine theoretische Operation bei Pneumotorax (Luftanhäufung innerhalb der Brusthöhle) auf Experimente an lebenden Hunden und Kaninchen basirte. Er machte in der Brustseite eine Wunde, ließ Luft in die Pleura, wo keine hingehört, und ließ sie dann wieder heraus. Wenn ein solcher Lufteintritt beim Menschen ohne schwere Verletzung edler Organe vorkommt, so geneset der Patient vollkommen ohne irgend eine Operation. Ich habe nicht in Erfahrung gebracht, daß Hewsons Operation, die Luft zu entleeren, je am Menschen ausgeführt sei. Wenn Luftanhäufung in der Brusthöhle als Produkt einer Krankheit auftritt, ist es in der Regel unter Verhältnissen, die notwendig zum Tode führen, da paßt keine Operation. Dr. Bowditch in New-York, die größte Autorität in dieser Sache, sagt: „ich habe einmal bei Pneumotorax operirt, es trat für den Augenblick Erleichterung ein und mehrtägiges verhältnismäßiges Besserbefinden. Es mögen sich viele theoretische Einwendungen gegen die Operation machen lassen, da sie aber nicht schaden kann und viel Erleichterung gewährt, werde ich in einem ähnlichen Falle wieder operiren.“ Das Verfahren ist also problematisch, die Gelegenheit dazu bietet sich sehr selten, und reiner Pneumotorax, für welchen Hewson seine Operation erfand, bedarf sie nie, deshalb waren seine Experimente an lebenden Hunden und Kaninchen unnütz. Das Abzapfen von Flüssigkeiten aus der Brust endlich wurde lange vor Hewsons Zeit ausgeführt, und deshalb war seine Untersuchung unnötig. Hewson basirte in der That seinen Vorschlag auf jenes wohlbekannte Verfahren, aber hierin hatte er in den günstigsten Fällen — denen von Wunden — einen Vorgänger, denn Anel von Amsterdam machte 1707 denselben Vorschlag, welcher seitdem von den Schriftstellern über Militär-Chirurgie einstimmig verworfen wurde, weil die Entfernung von Luft nur zu Blutungen Veranlassung gibt. Anel empfahl dazu eine Spritze, welche in dem modernen Aspirator wieder aufgelebt ist. Hätte Mr. Gamgee irgend was von Dominik Anel gewußt, so würde er nimmer William Hewson zitirt haben.

IV. Unterhaut-Sehnenschnitt.

Ich habe die Geschichte der chirurgischen Behandlung der Sehnen genau durchstudirt und kann nicht den geringsten Grund finden, einen der in diesem Zweige der Wissenschaft gemachten Fortschritte den angezogenen Vivisektionen von John Hunter zuzuschreiben. Es wird auch dieser Experimente nirgend Erwähnung, außer von DREWRY Otkley und Palmer im Leben Hunters, getan.

Dasselbe Mißgeschick, das 1767 Hunter traf, traf 1726 den ersten Monro, und von diesem letzten Falle schreibt sich ein sehr merkbarer Fortschritt in der chirurgischen Behandlung her, und Monro selbst erfand ein Verfahren für seinen eignen Fall, welches noch in Gebrauch ist und seinen Namen trägt. Einen solchen Fortschritt verdanken wir dem Hunterschen Mißgeschick und seinen Vivisektionen nicht. Little und Adams erheben in ihrer Geschichte der ortopädischen Chirurgie für Hunter einen solchen Anspruch nicht. Adams beweist klar und gerecht, daß Hunter die Grundsätze, nach welchen jetzt subkutane Chirurgie getrieben wird, feststellte, aber nicht aus Experimenten an Tieren, sondern aus klinischen Beobachtungen. In seiner Vorlesung über „zerrissene Sehnen“ (Vol. 1, p. 436) sagt Hunter nicht ein Wort über seine Vivisektionen oder irgend welche Schlüsse, die er betreffs der Methode der Sehnenheilung

*) Wenn eine Seite des Kopfes durch heftige Gewaltthätigkeit verletzt wird, findet man auch an der entgegengesetzten Seite Verletzungen, namentlich Risse in den Schädelknochen, man schreibt ihnen die Wirkung des Gegenstoßes — Contre-coup — zu.

aus ihnen abgeleitet hätte. Hat er je solche Experimente gemacht, so muß er sehr wenig Gewicht darauf gelegt haben.

V. Behandlung der Aneurismen,*) Ligatur und Torsion der Arterien.

Mr. Gamgee führte die oft erwähnte Geschichte der Hunterschen Operation als einen Beweis für die Hülfe an, welche die Vivisektion der Chirurgie geleistet habe. Diese Ausführung ist so vollständig und so oft widerlegt, daß es durchaus unnötig ist, ferner darauf zurückzukommen, es sei denn, um anzuführen, daß Hunter das Aneleische Operationsverfahren nur deshalb modifizirte, weil er fand, daß die Arterie dicht an der kranken Stelle die Ligatur nicht ertrug und die Patienten zu Tode bluteten. Da nun die Arterien der Tiere nie an benannter Krankheit leiden, konnten die an ihnen angestellten Experimente Hunter durchaus nichts nützen. Sir James Paget, der neulich als ein so eifriger Fürsprecher der Vivisektion aufgetreten ist und deshalb von mir als zu meiner Ansicht nicht hinneigender Zeuge angerufen werden darf, hat seine Meinung in der Rede, welche er 1877 zu Hunters Andenken im Kolleg der Chirurgen hielt, dahin ausgesprochen: daß Hunters Verbesserung der Behandlung der Aneurismen nicht das Resultat irgend welcher mühevoller physiologischer Induktion war, sondern hauptsächlich abgeleitet aus Fällen, die in den Krankensälen und im Leichenhause sehr genau beobachtet waren. Diese Ansicht von Sir James Paget ist unzweifelhaft richtig.

Inbezug auf Torquirung von Arterien und Anlegung von Ligaturen an dieselben bin ich in der Lage, mit einiger Autorität sprechen zu können, weil ich selbst Experimente an lebenden Tieren angestellt und gefunden habe, wie wichtig sie sind, und wie unsicher und unzuverlässig die davon abgeleiteten Schlüsse. Mr. Gamgee erzählt uns, daß einige Ortsberühmtheiten, welche sich durch vorreilige Ausführung ernster Operationen hervortaten, ihre Lehrlingshände an lebenden Tieren übten. Dies ist nicht wissenschaftliches Experimentiren, sondern strafbare und ganz unnötige Grausamkeit. Am Sezirtisch hat der Chirurg seine Hand für seinen Beruf vorzubereiten, nicht an Körpern lebender Tiere. Ich habe früher von dergleichen Fällen weder etwas gewußt noch gehört, und hoffe, daß sonst keine weiter zu erwähnen sind. Jeden Chirurgen, der das jetzt täte, würde, des bin ich sicher, die allgemeine Verurteilung seiner Amtsbrüder treffen.

Mr. Gamgee führt die Experimente, welche Jones an den Arterien der Tiere anstellte, als wertvollen Beitrag zum Fortschritt in der Chirurgie an, welcher den Experimenten an Tieren zu danken sei; meiner Meinung nach kann kein stärkerer Beweis für die Nutzlosigkeit der Vivisektion als wissenschaftlicher Forschungsmethode gefunden werden als die Geschichte der physiologischen und pathologischen Prozesse, welche man an den Arterien beobachtet.

Weil ich vor fünfzehn Jahren die Autoritäten in dieser wissenschaftlichen Frage sehr von einander abweichend fand, schien es mir zweckmäßig, durch Anstellung einer neuen Reihe vivisektorischer Experimente die Frage zum Austrag zu bringen. Die von mir selbst angestellten Versuche vermehrten jedoch nur die Konfusion, obgleich das damals niemand merkte. Unser Bestreben ging dahin, uns der Ligatur ganz zu entledigen und die Arterien durch zeitweisen Druck irgend welcher Art ohne Verletzung der Hülle zu verschließen.

Das Verlangen, die Ligatur los zu werden, entsprang daraus, daß, wenn ein Gefäß unterbunden war, ein Ende der Ligatur abgeschnitten und das andere außerhalb der Wunde gelassen wurde, wo es Wochen lang, zuweilen Monate lang und gelegentlich — wie in Lord Nelsons Falle — Jahre lang liegen blieb.

Wunderbar ist es, daß trotz aller Versuche an Tieren kein

*) Aneurisma Pulsadergeschwulst, Ligatur Unterbindung, Torsion Umkehrung.

Mensch daran dachte, beide Enden der Ligatur kurz abzuschneiden und die Wunde über ihr zu schließen. Tatsache ist, daß von Ambrosius Paré bis zu Simpson, einen Zeitraum über 300 Jahre, wir mit Experimenten an Tieren hinstümperten, während die ganze Sache klar vor uns lag. Die erfolgreichen Versuche von Baker Brown und Thomas Keith bei Frauen, die an Ovariengeschwülsten litten, haben uns gezeigt, daß, wenn wir reine Seide nehmen, die Enden der Ligatur kurz abschneiden und die Wunde sorgfältig über ihnen schließen, der Erfolg sicher ist. Doch hiermit nicht zufrieden, hören wir von neuen Experimenten an Tieren mit karbolisirtem Katgut, chromisirtem Katgut, Kanguruhsehnen und anderen Neuigkeiten, welche rasch hinfällig werden, wenn man sie beim Menschen anwendet.

Inbezug auf die Arterien also hat sich das Experimentiren an Tieren als fälschlich sogenannte „Wissenschaft“ erwiesen. Was wir in dieser Richtung erlangt haben, ist gänzlich das Resultat klinischer Beobachtung und dies allein.

VI. Transfusion.

Diese Operation wurde nicht in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts durch Dr. Lower aus Oxford eingeführt, wie Mr. Gamgee versichert, noch wurde sie damals als berechtigte chirurgische Operation in Vorschlag gebracht. Vorgeschlagen und aller Wahrscheinlichkeit nach auch ausgeführt, wurde sie von den Alchymisten des 16. Jahrhunderts als ein Versuch, reiche alte Leute für den Rest ihres Lebens zu verjüngen, nach der Theorie und Legende des Dr. Faust. Sicher ist, daß Anspielungen darauf häufig vorkommen, doch stammt der erste wirkliche Bericht über ihre Ausführung von André Libavius, Professor der Medizin zu Halle (Helmstedt 1602); er habe sie selbst 1594 ausgeführt, das Blut eines jungen gesunden Mannes wurde in die Adern eines alten abgelebten Greises gespritzt, der imstande und willens war, für den erhofften Nutzen zu zahlen. Von diesem Gesichtspunkte (des Nutzens) aus wurde die Sache in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts lebhaft diskutiert, dann eine zeitlang vergessen, nach der Restauration aber wieder in Betracht gezogen und viel darüber geschrieben, hier zu Lande und auf dem Kontinente.

Ein großes Heer von Experimentatoren stürmte ins Feld, ein grimmer Streit entbrannte; aber ehe das neunzehnte Jahrhundert anbrach, war die ganze Sache in Mißkredit geraten und vergessen. Mr. Flint South hat eine kurze Geschichte des Gegenstandes herausgegeben und teilt mit, daß sie durch den Plan einer mittelbaren Transfusion anfangs dieses Jahrhunderts wieder ins Leben gerufen wurde. Die früheren Experimente wurden resultatlos wiederholt und andere versucht. Tatsache ist, daß die Operation einen sehr unsicheren Rückhalt in der Meinung des ärztlichen Standes hat. Ich habe gesehen, daß sie siebenmal ohne Erfolg in einem einzelnen Falle gemacht wurde. Ich bin zweimal darum angegangen, sie zu machen, lehnte es aber ab, und beide Patienten sind jetzt am Leben und wohltauf. Man erzählt uns viel von Fällen, in denen die Patienten die Transfusion überlebt hätten, wir hören aber nichts von den Mißerfolgen.

VII. Chirurgische Behandlung der Krankheiten der Bauchhöhle.

Mr. Gamgee behauptet, ein von John Shipton ausgeführtes und 1703 bekannt gemachtes vivisektorisches Experiment habe zu den neueren Fortschritten in der chirurgischen Behandlung der Krankheiten der Bauchhöhle, welche die Bewunderung der ganzen ärztlichen Welt erregt haben, den Grund gelegt; die Fälle, welche er anführt, gehen hinauf bis 1880. Wenn Shiptons Experiment so schöne Früchte gebracht hat, warum hat man die Ernte denn 177 Jahre verschoben?

Aber auch hier irrt Mr. Gamgee in der Geschichte. Der ganze Fortschritt in der chirurgischen Behandlung der Unterleibskrankheiten datirt von der ersten glücklichen Laparotomie, welche Robert Houston 1701 ausführte. Weil man aufhörte,

nach der hierdurch gegebenen Lehre sich zu richten, und durch Vivisektion auf falsche Wege geführt wurde, kam kein Fortschritt zustande bis 1809 durch Ephraim Mac Dowell, und erst 1867 wurde reeller Vorteil erzielt. Ohne irgend welche Rücksicht auf die aus Experimenten gezogenen Schlüsse zu nehmen, zeigte uns Vater Brown, wie man die Sterbefälle bei Ovariotomie bis auf zehn Prozent herunterbringen kann; und ferner (1876) bewies Keith, daß man die Zahl noch vermindern kann. Diese verbesserten Methoden konnten nur durch Beobachtungen am Krankenbette gewonnen werden; Experimente an Tieren konnten da nichts lehren und lehrten nichts, denn Operationen sind alljährlich an tausenden von Tieren Jahrhunderte lang gemacht worden, und durchaus nichts wurde von diesen Massenvivisektionen gelernt.

Von dem Augenblicke an, wo Keiths Resultate bestätigt waren, machte die Chirurgie in Behandlung von Unterleibs-krankheiten so reizende Fortschritte, daß jetzt, kaum sechs Jahre später, kein einziges Organ in der Bauchhöhle sich findet, an dem nicht zahlreiche Operationen mit Erfolg ausgeführt wären. Ich habe, wie wohl bekannt, etwas Anteil an diesem Fortschritte, und sage ohne Zögern, daß ich wieder und wieder durch die über Experimente an Tieren veröffentlichten Berichte irre geführt worden bin und sie schließlich ganz außer Acht lassen mußte.

Bei der Besprechung einiger neuerdings gemachter Versuche, den Magenkrebs zu operiren, sagt Mr. Gamgee: Da solche Fälle dazu berechtigen, den Magenkrebs den Krankheiten zuzählen, welche durch Operation zu heilen sind, rechtfertigen sie dadurch nicht auch die von Shipton und Travers an Hunden vorgenommenen Vivisektionen, da durch die Experimente der erste wissenschaftliche Grund zur intraabdominellen Chirurgie gelegt ist? Solch eine Behauptung kann nur als unzutreffend angesehen werden. Man weiß bis jetzt von keiner Art Krebs, welcher geheilt wurde, sei es durch Operation oder auf anderem Wege. Hat man ihn entfernt, so kommt er unfehlbar wieder, und in allen Fällen von Magenkrebs, die Mr. Gamgee anführte, einen ausgenommen, kehrte das Uebel rasch wieder und brachte dem Patienten den Tod. Die eine Ausnahme ist noch nicht lange genug beobachtet, um uns in den Stand zu setzen, eine Meinung auszusprechen. Zweifelsohne wird der Fall enden wie die andern.

VIII. Funktion des Periosts (Knochenhaut)

Die Geschichte der Entwicklung unserer Kenntnis von der Bildung und dem Wachstum der Knochen ist sehr interessant, weil sie zeigt, wie vollständig in die Irre führend die Schlüsse sind, welche man aus vivisektoriischen Experimenten zieht, und wie vollständig die Geheimnisse der Natur durch sorgfältige und verständige Prüfung ihrer eignen Vorgänge enthüllt werden können.

Die gepriesene Entdeckung der Eigenschaft des Krapp, wachsende Knochen zu färben, wenn Tiere damit gefüttert werden, wurde von John Belchier in den philosophischen Abhandlungen von 1736 bekannt gegeben, und er schloß damit vollständig die Art des Wachstums der Knochen vom Periost aus und machte manche andere sehr interessante und wertvolle die Knochen betreffende Entdeckungen.

Zwischen 1739—1743 publizierte Henri Louis Duhamel-Dumonceau acht, hauptsächlich auf die vermutliche Entdeckung Belchiers gegründete Abhandlungen über das Wachstum und den Ersatz der Knochen. Bis dahin hatte man Callusbildung vom Erguß einer knöchernen Flüssigkeit hergeleitet (eine Ansicht, die sich bis zu meiner Studentenzeit in den chirurgischen Vorträgen eines ausgezeichneten Professors der edinburger Universität erhalten hat) aber Duhamel zeigte ihren wahren Ursprung. Er bewies ebenfalls vollständig die Tatsache, daß die Knochen durch Zutritt knöchiger Ablagerungen, welche vom Periost stammen, in die Dicke wachsen.

Duhamel stellte viele Vivisektionen an; es erhellt aber aus seinen eigenen Beschreibungen, daß sie Mißerfolg hatten und ihm nichts halfen. Er sagt selbst, daß seine Schlüsse auf Sektionen von Knochenbruch-Präparaten basirt waren, welche sich in den Sammlungen von Winslow, Morand und Hunauld fanden. In der That leuchtet es jedem intelligenten Beobachter, welcher ein Präparat von nekrosirten Knochen ansieht, ein, daß man, um den ganzen Prozeß des Wachstums und Ersatzes von Knochen zu zeigen, keine Vivisektion nötig hat; und selbst wenn Vivisektion nötig gewesen wäre, so weist die Geschichte mit Sicherheit nach, daß Syme und Ollier, denen Mr. Gamgee das Verdienst dieser Entdeckungen zuschreibt, nur unnötigerweise die Versuche wiederholten, welche Duhamel mehr als 100 Jahr vorher angestellt hatte, und daß sie nur zu beweisen suchten, was längst festgestellt war.

Seit Duhamels Zeiten ist tausender und abertausender von Experimenten an Tieren Erwähnung geschehen, teils, um zu beweisen, daß das Periost mit Knochenbildung oder mit Hervorbringung von Callus durchaus nichts zu tun habe, teils um zu beweisen, daß wir dem Periost alles verdanken, und doch ist dies nur ganz allein durch Beobachtungen von Krankheiten unseres eignen Körpers, nicht durch Experimente an Tieren festgestellt. Es würde in der That sehr unterhaltend sein, die Berichte über die Untersuchungen von Sue, Bordenave, Delius, Dethleff, Fongeroux, Haller und unzähliger anderer zu lesen, verbürben nur die Erzählungen der Torturen, welche sie nutzloser Weise Myriaden von Tieren zusetzten, nicht fassam den Humor an ihren sich widersprechenden Behauptungen.

Die Experimente von Dethleff in Göttingen um 1752 waren sehr viel wissenschaftlicher als die von Mr. Syme 1837, und die Schlüsse des einen scheinen mir so irrtümlich wie die des andern. Tatsache ist, daß, so lange man sich auf Vivisektion verließ, ein Forscher nach dem andern vergebens Experimente anstellte und absolut widersprechende Schlüsse daraus gezogen wurden. Auf pathologische Untersuchungen allein hat man richtige Schlüsse gebaut. Haller, der ausgezeichnetste Physiolog seiner Zeit, hat eine lange Reihe vivisektoriischer Untersuchungen in zwei Abhandlungen*) bekannt gemacht und triumphierend dargetan, daß das Periost mit Knochenbildung nichts zu tun haben könne. Er bezugte aus einer langen Reihe von Versuchen, daß der Knochen von innen, nicht von außen wachse, was mit vielen anderen Absurditäten nur den neueren Untersuchungen von Bennett und Rutherford über die Funktionen der Leber verglichen werden kann, die sich ebenfalls auf trügerische Vivisektionen stützen.

Die ganze Physiologie und Pathologie der Knochen sind klar dargelegt durch den Vorfall mit den Ferkeln des Färbers, mit welchem Belchier zu Tische saß, durch mikroskopische Untersuchung und Beobachtungen am Krankenbette. Hunter jedoch und Stanley hielten es nötig, die Versuche mit der Krappfärbung durch ein so plummes Verfahren zu bestätigen, daß sie einen metallnen Ring um den wachsenden Knochen eines jungen Tieres legten, ihn da Monate oder Jahre lang liegen ließen, dann nachsahen, um zu finden — was? absolut nichts, außer daß der Ring mehr oder weniger eingewachsen war, gerade wie es an einem Baume der Fall gewesen sein würde; so nur Duhamels Schlüsse wiederholend. Andere Beobachter bohrten Löcher in die Knochen und füllten sie mit Metallpfropfen und Schrot, um nur die am Krankenbette gemachten Beobachtungen, daß die Längenknochen von den Epiphysen aus wachsen, durchaus bestätigt zu finden. Dann kommen wir zu Mr. Symes Abhandlung von 1837 „Ueber die Fähigkeit des Periosts, neue Knochen zu bilden“. Mr. Syme hatte die Gewohnheit, fast jede Woche durch ganze Dicken neuer Knochen, welche mit dem Periost zusammenhängen und von da aus wuchsen, zu schneiden, um zu dem alten abgestorbenen Knochen zu kommen, von dem

*) Sur la Formation des Os. Lausanne, 1758.

alten abgestorbenen Knochen zu kommen, von dem das Periost abgelöst war; da nun der neue Knochen zwischen dem Periost und dem alten Knochen lag, so mußte er notwendig vom Periost aus wachsen, weil nichts anderes da war, woraus er hätte wachsen können. Mr. Syme war sonach, da er es für nötig hielt, Tiere zu zerfleischen, um zu finden, was ihm beständig ins Gesicht starrte, ein gründlich unwissenschaftlicher Chirurg, dessen Untersuchungen so schlecht geleitet wie unnütz waren.

Mr. Syme war ein ganz eminent unwissenschaftlicher Chirurg, denn er hatte keine Kenntnis vom Mikroskop; es ist in der That zweifelhaft, ob er jemals durch eins gesehen hat. Mr. Goodsir muß dagegen als Vater der neuen histologischen Untersuchungen angesehen werden. Er beweist bindend, daß Mr. Symes Versuche absurd im Entwurfe und albern in der Ausführung waren. Mr. Goodsirs Resultate sind gegenwärtig allgemein angenommen, und was die Art seiner Untersuchung betrifft, so sagt er selbst, daß er sie an Knochenstücken von Menschenleichen angestellt hat, an osteologischen Präparaten, gerade so wie es die von Duhamel waren. Sie zeigte, daß, während das Periost die Grundsubstanz und die Handhabe ist, durch welche der neue Knochen entsteht, die wirkliche Basis eine Lage von Knochenzellen ist, und so löste er endlich das Rätsel. Dies tat er durch mikroskopische und pathologische Forschung. Er verwurft die Anwendung der Vivisektion als nutzlos und irreleitend, und ihm verdanken wir die Vollendung der Untersuchung von Velchier und Duhamel, ein Abschluß, der mehr als ein Jahrhundert durch die Schnitzer der Vivisektionisten aufgehalten wurde.

IX. Der Etraseur.

Mr. Gamgee führt die Einführung des Etraseur als ein Beispiel des Einflusses der Vivisektion auf den Fortschritt der menschlichen Chirurgie an. Ein unglücklicheres Beispiel konnte nicht angeführt werden. Des Instrumentes Prinzip beruht darauf, daß es die Gewebe zerquetscht und zerreißt, statt sie zu durchschneiden wie das Messer. Der chirurgische Aphorismus „zerrißene Arterien bluten nicht“ war lange bekannt, ehe Mr. Chassaignac geboren wurde, und hätte er allein hierauf seine Verfahrensweise basirt, so hätte er alles getan, was sein

Instrument leisten konnte. Aber unglücklicherweise stellte er Experimente an Tieren an, und sofort geriet er auf Irrwege. Ich sah einst, wie einem Lieblingshunde das Bein im Hüftgelenke amputirt wurde, und als das Bein entfernt war, blutete kein Gefäß, die Hauptarterie war nur vor-sichtshalber unterbunden. Beim Menschen habe ich gesehen, daß bei einer Operation 12 bis 15 Arterien unterbunden wurden, denn bei uns bluten die kleinsten Arterien und wollen geschützt sein. Unsere Arterien sind ganz anders geartet als die der Tiere. Ihre Pathologie und Physiologie sind

durchaus verschieden, wie man das an der Häufigkeit von Schlagfluß und Aneurismen bei uns sehen kann, während die Tiere fast ganz frei davon sind, selbst im höchsten Alter. Hunter tat, was er konnte, bei den Tieren Aneurismen zu erzeugen, es schlug ihm aber fehl. Verletzungen der Arterien werden bei den Tieren äußerst sicher und schnell geheilt, beim Menschen ist das ganz anders. Es ist deshalb natürlich, daß

Chassaignacs Anwendung des Etraseur bei Tieren als ganz irreleitend erfunden werden mußte, sobald er bei dem Menschen in Frage kam, und jetzt ist in der menschlichen Chirurgie sein Nutzen sehr beschränkt, das heißt, er ist nur zu brauchen bei Operationen, wo ganz kleine Arterien verletzt sind.

X. Entdeckung von Gift.

Man hat viel Aufhebens gemacht von Experimenten,

welche durch ärztliche Sachverständige angestellt wurden, um Lamson des gränlichsten Verbrechens, des Giftmordes, zu überführen.

Glücklicherweise ist die Ueberführung eines Giftmischers fast immer sicher. Die einzige Schwierigkeit liegt darin, zu beweisen, daß Gift vorhanden ist. Bei allen Giften, die Alkaloide ausgenommen, liegt die Sache so, daß dieser Nachweis unmöglich fehlschlagen kann; da nun die Alkaloide fast ausschließlich in den Händen der Chemiker und Aerzte sind, so sind ihrem Gebrauche sehr enge Grenzen gesetzt.

In dem Palmerschen Falle waren die Hauptzeugen für die Anklage Dr. Alfred Swayne Taylor und Sir Robert Christison, gewiß die größten Toxicologen des Landes. Strychnin wurde in Cooks Körper nicht entdeckt, und Dr. Taylor gab zu, daß die besten damals bekannten Prüfungsmetoden



Tripolitanisches Judenmädchen. (Seite 268.)

ungenügend wären, den fünfzigsten Teil eines Grans zu entdecken, und daß selbst $\frac{1}{2}$ Gran in den Speisereften des Magens unentdeckt bleiben könnte. Palmer wurde am 27. Mai 1856 zum Tode verurteilt, und im Juli desselben Jahres veröffentlichte Copney im „Pharmaceutischen Journal“ eine Methode der chemischen Analyse, durch welche ein 500 000. Teil eines Grans ausgetrennt und mit Sicherheit entdeckt werden konnte.

Dr. Taylor gesteht in seiner Zeugenaussage ein, daß die Experimente, welche er mit Strychnin an Tieren angestellt habe, auf den Menschen angewendet, praktisch wertlos wären, und in seinem Berichte an die königliche Kommission von 1876 verwirft er dergleichen Experimente total, vorzüglich die, wodurch ein Gegengift gegen Schlangenbiß entdeckt werden sollte.

Wären alle diese Alkaloide einer so erschöpfenden Untersuchung unterworfen worden, wie Strychnin nach dem Palmer'schen Prozesse, so hätte man nicht nötig gehabt, zu Versuchen an Tieren zurückzugreifen, um Lamson zu überführen, und ich glaube, man wird es jetzt nicht mehr als notwendig hinstellen, zur Entdeckung einer Gabe Strychnin Versuche an Tieren vor-

zunehmen. Die Vivisektion ist im Falle dieser Art keine Waffe der Wissenschaft, sondern ein unvollkommener Notbehelf.

Ich hoffe, es nunmehr gehörig klar gestellt zu haben, daß, so tief ich auch das Gewicht der schon zu Anfang meines Vortrags gegen die Vivisektion vorgebrachten verschiedenartigen Einwände fühle, ich doch noch als einen weit stärkeren Beweisgrund gegen dieselbe den erklären muß: daß sie sich nutzlos und irreleitend erwiesen hat, und daß im Interesse wahrer Wissenschaft ihrer Anwendung Einhalt getan werden sollte, damit hierdurch die Energie und Geschicklichkeit der wissenschaftlichen Forscher auf bessere und sicherere Bahnen gelenkt würde. Ich begrüße mit Genugtuung das Aufdämmern, welches in bezug auf diese Frage im öffentlichen Gewissen wahrzunehmen ist, und habe das feste Vertrauen, daß in nicht langer Frist die Wandlung der Meinung, welche ich in meinem eigenen Falle zu beichten hatte, weitaus Platz greifen wird unter den Mitgliedern meines heilbringenden Berufs.

Der Alkohol — Todfeind oder Gutsfreund?

Kulturgeschichtliche Studie von Bruno Geiser.

(Schluß.)

Die Mannichfaltigkeit der betäubenden Genußmittel, mit denen wir es hier vorzugsweise zu tun haben, im Verein mit der riesigen Verbreitung, welche Haschisch, Opium u. s. w. gefunden haben und behaupten, beweist nicht nur, daß ein weit über die Grenzen der Kulturländer hinausreichendes, man könnte fast sagen, allgemeinmenschliches Bedürfnis, Narkotika zu genießen, vorhanden ist, sondern auch, daß ein rein prohibitives Vorgehen gegen den Alkohol bestenfalls von einem Augenblickserfolge getränkt sein kann.

Das Musterland solcher gegen die in unangenehmer Weise wahrnehmbaren Wirkungen einer wirklichen oder vermeintlichen sozialen Krankheit gerichteten gesetzgeberischen Maßregeln ist England. Auch gegen den Alkohol ist es mit einem Gesetze vorgegangen, das am 1. Januar 1880 in Kraft getreten ist. Dieses Gesetz soll die Ueberwachung und Heilung der Gewohnheitstrinker erleichtern. Als Gewohnheitstrinker bezeichnet das Gesetz diejenigen Personen, „welche, ohne gerade der Verwaltung für Irrenpflege anheimzufallen, doch infolge regelmäßigen überreichlichen Genußes berauscher Getränke zu Zeiten gefährlich für sich selbst oder andere, oder unfähig werden, ihre Angelegenheiten selber zu leiten.“ Die britischen Friedensrichter, beziehentlich Landrichter, haben das Recht, gegen der Gewohnheitstrunksucht verdächtige Leute eine Untersuchung einzuleiten und sie gegebenen Falls in ein Trinker-Asyl zu schicken, d. h. in ein Haus, „in dem mit obrigkeitlicher Bewilligung Gewohnheitstrinker aufgenommen, überwacht und ärztlich behandelt werden!“ Auch freiwillig sich meldende Gewohnheitstrinker werden in solche Asyls aufgenommen, dürfen aber dasselbe nicht eher verlassen, als bis der in dem Gesuche um Aufnahme angegebene Zeitraum, der höchstens ein Jahr betragen darf, abgelaufen ist. Ueber die Pflege und ärztliche Behandlung, welchen die Asyls ihren Insassen angedeihen lassen sollen, enthält das Gesetz eine Reihe von Bestimmungen, deren Ausführung durch einen eigens dazu angestellten Beamten, den Asyl-Inspektor, überwacht wird. Der Friedensrichter kann auch die Ueberweisung von Gewohnheitstrinkern aus den Asyls in Privatpflege gestatten, wenn achtbare und zuverlässige Personen sich verpflichten, dieselbe zu übernehmen.

Diesem gesetzgeberischen Versuche stehen eine Reihe anderer zur Seite, von denen das Verbot des Branntweinhandels in einzelnen Staaten Nordamerikas wohl das anscheinend radikalste ist. Des weiteren hat man in einigen Ländern den Branntwein einer hohen Steuer unterworfen und eine strenge Ueberwachung des Kleinhandels mit Spirituosen, eine Verminderung

der Schankkonzessionen und der Wirtschaften, Einführung gesetzlicher Verantwortlichkeit der Kneipwirte für die Folgen jeder mit ihrer Hülfe zustande gekommenen Trunkenheit, Bestrafung aller öffentlichen Trunkenheitszerzeffe u. dgl. m. befürwortet.

Daß die meisten dieser Maßregeln den Stempel der Unwirksamkeit an der Stirn tragen, dürfen wir wohl behaupten, ohne ernstlichen Widerspruch befürchten und ohne uns mit langen Beweisen abquälen zu müssen. Einer Verminderung der Zahl der Kneipen z. B. würde offenbar die Vergrößerung des Absatzgebiets der bestehenden bleibenden Kneipen auf dem Fuße folgen, und die zur Trunksucht Neigenden würden sicherlich die Alkoholquellen zu finden wissen, wenn sie auch nicht, wie heutzutage allüberall duzend- und hundertweise vorhanden wären. Geradezu lächerlich ist der Gedanke, die Wirte für die Folgen der „mit ihrer Hülfe“ zustande gekommenen Trunkenheit verantwortlich machen zu wollen. Was sollten die Kneipwirte angesichts der kolossalen Verschiedenheit in der Konsumtionsfähigkeit der einzelnen Individuen wohl tun, um sich zu versichern, daß keines über das Quantum dessen hinaus, was es verträgt, „hinter die Binde gießt“? Sie müßten die Trinker gewissermaßen erst auf das ihnen zuträglichste Maß aichen, und auch diese etwas umständliche und garnicht leicht ausführbare Maßregel würde erst dann einigermaßen zuverlässige Resultate zutage fördern, wenn sie täglich wiederholt würde, da — wie jedermann bekannt — die Leistungsfähigkeit des Menschen auf dem Gebiete der Alkoholvergiftung den erheblichsten Schwankungen, je nach der zeitweiligen Disposition des Körpers und des Geistes, nach Gemütsstimmung, Ernährungsweise n. s. w. u. s. w. unterworfen ist.

Aber das gänzliche Verbot des Branntweinhandels — das müßte doch eigentlich wirksam sein, — wird mancher einwerfen wollen.

Run — wir vermögen im Augenblick nicht anzugeben, weshalb im speziellen diese Maßregel in den betreffenden amerikanischen Staaten sich auch keineswegs bewährt hat, — woran ihr guter Zweck jedoch überall im großen und ganzen und in letzter Instanz scheitern muß, das läßt sich jedoch sehr leicht zeigen und darauf weist die Tatsache der Verbreitung aller möglichen berauschernden und betäubenden Genußmittel vor, neben und trotz dem Alkohol mit dem Jaunpfahle hin.

Wo kein alkoholisches Getränk zu erlangen wäre, würden andere und wahrscheinlich zumeist noch schlimmere Genußmittel an seine Stelle treten. So tritt z. B. in Irland das Aleters trinken neben dem Schnapstrinken schon keineswegs selten auf. Seit dem Jahre 1846 wird die Aleternarkose, zunächst

arden Liter Bier, die zum allermindesten jährlich in Deutschland getrunken werden, jedenfalls den Löwenanteil konsumieren, während sie gleichzeitig die zwei oder drei Milliarden Flaschen des jährlichen Weinkonsums fast ganz allein ausmachen.

Angeichts aller dieser Tatsachen erscheinen Trunksuchtsgesetze, welche doch offenbar nur das niedere Volk treffen würden — denn an den Türen der Offiziers- und andern Kasinos, der Weinkeller der Fürsten und Grafen, der Geheim- und Kommerzräte, der Stammneipen der Juristen und Aerzte u. würde ein solches Gesetz sicherlich schonungsvoll vorüberwandeln — als das, was sie ihren eigentlichen Motiven nach wirklich sind, nämlich als Akte jener politisch-moralischen Heuchelei, die ein hervorragender Charakterzug unserer vorzugsweise in allerlei Neußerlichkeiten human werdenden Zeit ist.

Der Drang, erregende oder abspannende und betäubende Genussmittel zu sich zu nehmen, ist ein in den Menschen im allgemeinen tief und fest begründeter, — er ist weder an ein Volk, noch an eine Kulturepoche, noch auch an eine bestimmte Gattung von Konsumgegenständen gebunden; alle Völker, alle Kulturepochen haben sich solchen Genussmitteln in hohem Grade zugänglich gezeigt und wo das eine Erregungs- oder Betäubungsmaterial nicht zu finden war, entdeckte die menschliche Findigkeit andere, ohne daß die Gefährlichkeit des bezüglichen Genusses demselben enge Schranken gezogen hätte. Die Zustände, unter welchen die Menschen leben und gelebt haben, wirken auf die menschliche Natur in einer den Drang nach Erregungs- oder Betäubungsmitteln erzeugenden, fördernden und erhaltenden Weise ein. Dieses ist das Resultat unserer bisherigen Betrachtungen.

In dem der Encyclopädie der Naturwissenschaften entnommenen Artikel über die alkoholischen Getränke, den wir im Anfange dieses Artikels zitiert haben, ist die Doppelwirkung des Alkohols gekennzeichnet worden: mäßig genossen erhöht er die Erregbarkeit des Nervensystems, in größeren Quantitäten vertilgt stimmt er die Nervenerregbarkeit durch Ueberreizung herab bis zu ihrer Vernichtung.

Daher greift der körperlich oder geistig Ermüdete ebensogern nach dem Weinglase, nach dem Bierseidel oder der Schnapsbulle als der Aufgeregte; der Phlegmatiker und der Melancholiker so gut wie der Choliker oder Sanguiniker. Daher bescheidet sich auch der eine, je nach seiner Nervendisposition, mit einem mäßigen Alkoholgenuß, während der andre in seinen Zecherleistungen weder Maß noch Ziel zu finden vermag.

Millionen von Menschen arbeiten zehn, zwölf, vierzehn und sechszehn Stunden in der Fabrik oder auf dem Acker, in der dumpfigen Werkstatt des Kleinmeisters oder dem schwülen Bureau. Am nicht vollständig zum Lasttier oder gar zur seelenlosen Arbeitsmaschine zu werden, lenkt ein sehr großer Teil der Ueberanstrengten den Schritt des Abends oder in der Nacht nach dem Wirtschaftshaus, — der Ueberanstrengten, sage ich, denn jeder, auch der Zehnstundenarbeiter, ist überanstrengt, wenn er einigermaßen gewissenhaft seine ganze tägliche Arbeitszeit ein und derselben Tätigkeitsrichtung gewidmet hat. In der Kneipe fließt der Vorn der Anregung: nach dem zweiten, dritten, vierten Glase heben sich die müden Augenlider, das träge Gehirn funktioniert wieder rascher, die Zunge wird beweglich, und mit der erhöhten Nerventätigkeit zieht neue Heiterkeit und momentanes Vergessen der Alltagsplage ein in das bedrückte, tief herabgestimmt gewesene Gemüt.

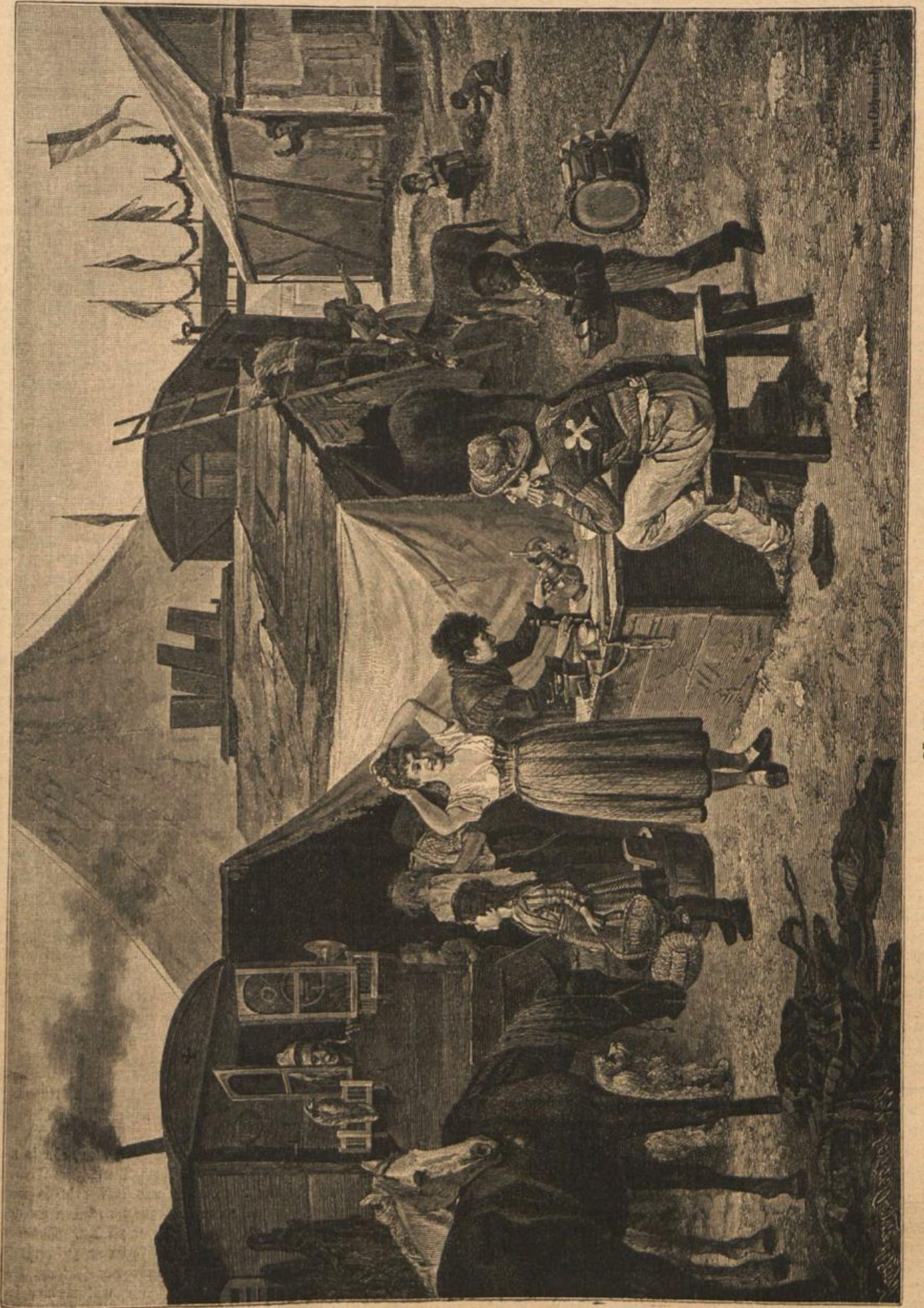
Viele tausende anderer Menschen haben zwar nicht über zulange Arbeitszeit zu klagen, erliegen aber fast der Intensität der Arbeit, die sie in ihrem Berufe leisten müssen. Der Postexpeditionsbeamte, dessen Haupttätigkeit in die Zeit vor Abgang und nach Ankunft der Posten fällt, der Kassierer bei Banken und in großen kaufmännischen Geschäften, der mit einer großen Praxis gesegnete Arzt und viele andere, die ihre Leistungsfähigkeit zu rasch und zu gewaltsam anspannen, sie geraten dadurch in einen Zustand der Erregtheit, der sie zwingt, sich nach Beruhigungsmitteln umzuschauen, und da sind der Tabak, das Bier und starker, rasch berauschender Wein willkommenen Helfer.

Hinter den Regionen der zu lange oder zu intensiv Beschäftigten marschieren die auch noch recht stattlichen Bataillone der zu wenig oder garnicht ernsthaft Arbeitstätigen einher. Nicht bloß die schodweise in allen größeren Städten umherlaufenden Rentiers und die „Jeunesse dorée“, die Löwen der Promenaden und Bälle, der Jagden und aller möglichen anderen Sports wissen den größten Teil ihres Daseins hindurch nicht, was sie vor lieber Langerweile anfangen sollen und verbarbarisieren sich deshalb schon des Vormittags hinter Flaschenbatterien. Auch ein großer Teil der Angehörigen unserer Kaufmannswelt und des höheren Beamtentums stehlen berufsmäßig ihrem Herrgott die meisten ihrer Lebenstage. Vor mehr als einem Jahrzehnt antwortete mir der Vorsteher einer sehr großen deutschen Eisenbahnstation, ein von seiner Direktion als besonders pflichttreu und tüchtig geschätzter Mann, mit dem ich intim bekannt war, auf die Frage, was er denn eigentlich in seinem Amte zu leisten habe: „Ich habe ungefähr dasselbe zu tun, wie meine Wagenschieber, nur daß ich keine Wagen schiebe.“ Dem Manne war es bitterer Ernst mit seiner Antwort. Nachdem der Betrieb auf seiner Station einmal organisiert war, ging derselbe zumeist von statten, unbedeutende Zwischenfälle abgesehen, gleich der Arbeit einer Maschine und ließ ihm, der nur die oberste Kontrolle zu üben hatte, kein Feld zu einer die Fähigkeiten eines tüchtigen Menschen in Anspruch nehmenden und sein Arbeitsbedürfnis befriedigenden Tätigkeit, zumal ihm noch zwei jugendliche Assistenten beigegeben waren, die auch nicht ganz ohne Beschäftigung bleiben durften. So bummelte der Mann denn Tag aus Tag ein zwischen den rangirenden Bügen oder auf den Perrons umher, gleich den Wagenschiebern — nur nichts schiebend — stets erregt, denn jede etwaige Unordnung, jeder bei dem vielverwickelten Treiben auf einer großen Eisenbahnstation so sehr leicht mögliche Unglücksfall konnte zunächst auf sein Conto geschrieben werden, und doch eine Beute tödlichster Beschäftigungslosigkeit. Und so wie diesem ergeht es den meisten Aufsichtsbeamten, den unteren wie den oberen, den Bauaufsehern wie den patrouillirenden Polizeibeamten, den Offizieren beim Drillen der Soldaten und den wohlhabenden Kauf- und Fabrikherren auf ihren Comptoirs und Bureau's. Und der geschäftige Müßiggang bewährt sich sehr bald ebenso als eine Plage für den Menschen, wie der geschäftlose, — die Leute werden unzufrieden mit sich und der Welt, sie erleiden Einbuße an Umgänglichkeit wie an geistiger Elastizität, sie vereinsamen äußerlich und veröden innerlich, am Ende erschließt ihnen nichts andres mehr das eigene Herz und nähert diesem fremde Herzen als der Saft der Rebe oder der Gerstentrank.

Mit Ueberbeschäftigung und Ueberanstrengung ebenso als mit Unterbeschäftigung und Mangel an Anstrengung geht noch sehr oft, wenn nicht immer, ein anderer Uebelstand Hand in Hand — das ist die Einseitigkeit der Beschäftigung, — vorzugsweise der Fluch der Trennung geistiger Arbeit von der körperlichen, der geistreichen von der mechanischen. Der Professor, der den ganzen geschlagenen Tag über mathematischen, physiologischen oder sonst welchen wissenschaftlichen Problemen grübelt, der Techniker, der alle seine Geisteskraft monate-, jahrelang an die Erfindung einer neuen Maschine oder einer Konstruktionsverbesserung bei einer schon erfundenen Maschine setzt, der Schriftsteller, welcher ganze Bibliotheken durchstöbert und ihre Schätze zum Aufbau und zur Ausstattung eines neuen Literaturwerks zusammenschleppt — sie und noch viele andere überanstrengen ihr Hirn, überreizen gleichzeitig ihr Nervensystem, vernachlässigen dabei ihren Körper und finden, wenn sie bis dahin gesund und kräftig waren, erst mit Hilfe von Bier oder Wein wenigstens auf kurze Momente das verkorene und oft schmerzlich vermehrte seelische Gleichgewicht und die so notwendige körperliche Ruhe wieder.

Und denen, die zumeist oder ausschließlich körperlich, beziehungsweise mechanisch beschäftigt sind, geht es nicht besser. Haben sie die Arme oder Beine ermüdet, so verlangt das Gehirn sein Recht, es rebellirt gegen die stiesmütterliche Behandlung, läßt sich aber durch einen kräftigen Trunk gern schadlos halten.

Andern läßt sich unter den bestehenden Gesellschaftszuständen



Künstlerstiftung. (Seite 268.)

an der äußerst fatalen und gemeinschädlichen Tatsache der Einseitigkeit in der Beschäftigung der meisten Menschen nur sehr wenig. Turnübungen einerseits, geistige Nebenbeschäftigung nebst populärwissenschaftlichen Vorträgen andererseits werden immer nur auf verhältnismäßig kleine Volkskreise ihre Wirkungen beschränken und auch da nur ein ungenügendes Äquivalent für die berufsmäßige Ueberanstrengung des Körpers oder Geistes sein.

So lassen denn unsere Verhältnisse auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens die erregenden und berauscheidenden Genußmittel dem Menschen als Freunde, als Helfer in der Not erscheinen, — freilich als gefährliche Freunde, denen man nur soweit trauen darf, soweit man sie als unschädlich erprobt hat und soweit man sie beherrscht.

Damit sind wir indes mit dem, was gerechter Weise für den Genuß unsrer alkoholischen Getränke zu sagen ist, noch nicht zurande.

Es gibt ein bedeutungsvolles Moment, welches nicht nur für den mäßigen, garnicht freilich für den regelmäßigen Genuß guten Biers oder edlen Weins spricht, dagegen aber — man lache nicht und breche nicht gleich den Stab über den Schreiber dieser Zeilen! — für den übermäßigen.

Die Sache ist mir zu heikel, als daß ich nicht mit Vergnügen die Gelegenheit ergreifen sollte, an meiner Stelle einen Andern reden zu lassen, was umsomehr geraten und nützlich erscheint, als der betreffende als gelehrter Vertreter der modernen naturwissenschaftlichen Welt- und Lebensanschauungen wohlverdienten Ruf genießt. Carus Sterne ist es, der in einer durch zwei Nummern von Bodenstedts „Täglicher Rundschau“ gehenden, umfang- und inhaltsreichen Abhandlung unter dem Titel „Der Natur einen Stoß geben“ für die Exzesse im Trinken eine wuchtige Lanze brach. Er schreibt — (ich zitiere mit Hinzuefügung alles Unwesentlicheren möglichst kurz, aber wortgetreu):

Wenn unter unseren Landbewohnern jemand sich längere Zeit hindurch nicht recht wohl fühlt, zur Arbeit keine Lust zeigt und nicht einmal zum Lustigsein aufgelegt ist, so rät man ihm von allen Seiten, er solle 'mal „der Natur einen Stoß geben“, d. h. sich tüchtig betrinken, um diesem Mittelzustande zwischen Gesundheit und Krankheit ein Ende zu machen. Ein altes französisches Volkslied, welches sich auf die Autorität des Hippokrates beruft, behauptet sogar:

Qu'il faut à chaque mois
S'enivrer au moins un fois*).

In diesen Vorschriften lebt ein Rest uralter diätetischer Ansichten, die schon im alten Egypten gang und gäbe waren und für deren Berechtigung sich in der Neuzeit immer mehr Stimmen erheben. Ältere Leute leiten zwar fast alle Krankheiten der Jüngeren vom „unregelmäßigen Leben“ her, und im gewissen Sinne mögen sie auch recht haben, denn es ist offenbar sehr zweckmäßig, zur bestimmten Stunde das Bett aufzuziehen und zu verlassen, ebenso pünktlich die Mahlzeiten zu halten und auch noch andere Organe als den Magen an jene Ordnung zu gewöhnen, welche nach einem bekannten Sprichworte „das halbe Leben“ sein soll, indessen man muß auch hier sagen: alles mit Maßen, selbst die Ordnung!

Die alten Gesetzgeber und Lehrer der Menschheit scheinen denn auch sehr früh die diätetische Nützlichkeit der Maßregel erkannt zu haben, gelegentlich die strenge Ordnung der Lebensweise zu unterbrechen, aus ihr hervorzutreten (excedere) und also einen Excessus zu begehen, und sie haben sogar gewisse Exzesse der Arbeitsenthaltung, des Fastens, Trinkens, Purgirens, Aderlassens gesetzlich geregelt und an bestimmte Tage geknüpft.

Bei den alten Völkern fielen oft Fasttag und Ruhetag zusammen. Später trennte man sie vielfach, um der Natur alle Wochen zweimal einen Stoß zu geben, einen Stoß gegen die Arbeit der Muskeln und des Geistes und einen gegen die Arbeit des Magens. Die meisten älteren Kulturvölker teilten ihre Feste in Trauerfeste, an denen gefastet wurde, und in Freudenfeste, an denen man sich der Völlerei hingab. Zu den

Festen, an denen gefastet wurde, gehörten im alten Egypten die Isisfeste und im alten Griechenland und Rom die Cybele- und Demeterfeste, zu den Festen der gebotenen Ausschweifung in Griechenland und Rom die Dionysien oder Bacchanalien und in Rom außerdem die Saturnalien. Jedermann sollte hier aus dem gewöhnlichen Schlendrian des Lebens herausgehen und sich gewissen, gleichsam durch Sitte und Gesetz geheiligten Extravaganzen und Exzessen hingeben. Auf die vollstümliche Meinung, daß die Feier der Bacchanalien gesundheitsfördernd sei, beziehen sich wohl die von Athenäus aufbewahrten Dichterstellen, in denen Dionysos als Arzt gefeiert wird, wobei auch ein Ausspruch des Sophokles angeführt wird, welcher lautet: „Die Trunkenheit ist ein Heilmittel aller Uebel“. Dem in den Weinländern noch heute gefeierten christlichen Feste der Weinblüte (St. Urban) entsprachen bei den Griechen und Römern die Stadtbacchanalien (Urbana) und den Weinlesefesten, die bei Paris mit dem Feste des h. Dionysius und Rusticus zusammenfallen, die alten Landdionysien (Rustica). Ihnen folgte ein Fest, an welchem der neue Wein (der sogenannte Federweiße) probiert wurde und welches nach den Angaben von Varro und Festus als Heiligwagsfest (Meditrinalia) bezeichnet wurde. Man trank dabei alten und neuen Wein durcheinander, was einen schnellen und heftigen Rausch gibt, und rief: „Neualten Wein trinke ich, mit neualem Weine heile ich die Krankheiten“. Ebenso wie die Urbana und Rustica nebst anderen Dionysien durch Mißverständnis altrömischer Kalendarien in christliche Heiligensfeste verwandelt worden sind, so hat man in dem christlichen Karneval eine Fortsetzung der römischen Saturnalien sehen wollen, während welcher zur Erinnerung an das goldene Zeitalter des Saturn die Ausgelassenheit regierte. In der That beginnt der Karneval in Venedig schon im Dezember, in welchem die alten Saturnalien erst einen, dann drei und zuletzt fünf Tage lang gefeiert wurden. Jedenfalls ist der Charakter und das diätetische Volksbedürfnis, einmal im Jahre gründlich aus Rand und Band zu gehen, in beiden Festen ausgesprochen.

Professor Gustav Jäger in Stuttgart, der bei allen seinen Extravaganzen unter den Diätetikern der Gegenwart eine der ersten, wenn nicht die allererste Stelle einnimmt, bezeichnet in seinem Werke über „die menschliche Arbeitskraft“ (München 1878) die Notwendigkeit einer körperlichen und geistigen Abwechslung in Tätigkeit und Ruhe, Arbeit und Vergnügen als das diätetische Variationsgesetz und bemerkt mit Recht, daß alle Berufsarten, welche ihren Ausübenden einen derartigen Rhythmus der Abwechslung nicht gestatten, vorzeitig aufreibend wirken müssen.

Zu diesem Rhythmus gehören nun aber außer den wöchentlichen Pausen der Sonntagsruhe, welche das Gesetz vorschreibt, und der täglichen Pause (Nachtruhe), welche die Natur erzwingt, noch andere, und zwar sowohl größere als kleinere. Hierher gehören auf der einen Seite die Zwischenviertelstunden der Schüler, die Verdauungspausen der Arbeiter und Geschäftsleute, die Spaziergänge der geistig Beschäftigten, auf der anderen die größeren Feiertagspausen mit ihrer veränderten Diät, Ferien u. s. w.

Aber diese Unterbrechungen der vorwiegenden Lebensweise dürfen nun auch, falls sie nicht viel von ihrer Wirksamkeit einbüßen sollen, einander nicht allzu regelmäßig folgen. Der Körper gewöhnt sich gar bald an einen regelmäßigen Rhythmus, nimmt ihn als die natürliche Lebensordnung an und verlangt nach unregelmäßigen, gleichsam unvorhergesehenen Unterbrechungen, um die während und trotz des regelmäßigen Rhythmus ausgebildeten Schäden zu überwinden.

Bis zu einem gewissen Grade erzwingt die Natur, ebenso wie sie uns durch Hunger zum Essen und durch Durst zum Trinken einladet, von selbst diese Abwechslung, und dies geht so weit, daß der Talbewohner von selbst eine Sehnsucht nach den Bergen, der Binnenlandsbewohner nach der Küste empfindet. Dabei ist eine unleugbare Neigung vorhanden, in Extreme zu verfallen und die Abwechslung auch nach dem Grade der Intensität zu einem besonders starken auszudehnen. Wir wollen hier kein besonderes Gewicht darauf legen, daß der Instinkt sowohl das erkrankte Tier wie den Menschen dazu treibt, sich einer abso-

*) Daß man in jedem Monat soll — sich einmal trinken tüchtig voll.

luten Ruhe und Bewegungslosigkeit hinzugeben und die Tätigkeit der Verdauungswerkzeuge zeitweise völlig ruhen zu lassen, aber er treibt auch den gesunden Menschen, sich gelegentlich mal vollständig müde zu laufen, ohne zu arbeiten, und nicht wenige Personen, die keine Gewohnheitsstrinker sind, treibt er dazu, von Zeit zu Zeit einmal „durchzugehen“, sich tüchtig zu beirauen oder sonst einen Erzeß zu begehen. Auf der einen Seite neigen wir also dazu, eine möglichst tiefe Herabsetzung der körperlichen und geistigen Funktionen herbeizuführen, indem wir uns wagemüthig auf das Lager hinstrecken, auf der anderen, wenigstens gelegentlich die volle Leistungsfähigkeit des Körpers in gymnastischen Uebungen, im Ringkampf der Jugend, im Ertragen von Strapazen, im Bergklettern, im reichlichen Genuß geistiger Getränke zu erproben. Allein es handelt sich dabei um mehr als das bloße Erproben der betreffenden Fähigkeit. Zudem wir uns abwechselnd der Ruhe und der höchsten Anspannung der Nerven und Muskeln hingeben und gelegentlich dem höchsten und niedrigsten Luftdruck und Blutdruck in unseren Adern aussetzen, erweitern wir offenbar die Leistungsfähigkeit des Organismus und halten ihn gerüstet, den äußersten Anforderungen zu entsprechen. Und das Wohlgefühl, welches wir z. B. empfinden, wenn wir uns einmal recht ermüdet ins Bett legen, zeigt uns, daß diese Prüfung unserer Leistungsfähigkeit (event. auch im Betragen geistiger Getränke) an sich wohlthätig und nützlich ist.

Aber hier erfordert eine nicht zu übersehende Einschränkung unsere Aufmerksamkeit. Die intensiven Erzeße können nur dann als nützlich gelten, wenn sie in größeren Pausen begangen werden, und sie schaden, wenn sie sich schneller wiederholen.

Nach diesen Richtungen hat es mit dem vielgerühmten „Aus-toben“ der Jugend doch auch seine sehr bedenklichen Seiten. Wie viele unserer Studenten, die auf den Gymnasien sogenannte „Lumina“ waren, vertrinken später auf der Universität ihren Verstand vollständig. Aber wenn man gerecht sein will, muß man trotz alledem eingestehen, nicht die Erzeße an sich schaden, sondern nur die allzu schnelle und häufige Wiederholung derselben. Die kleinen Abwechslungen der Lebensweise dürfen und sollen einander sehr oft und regelmäßig folgen, die intensiven dagegen, welche man als Erzeße im engeren Sinne des Wortes betrachtet, werden eine günstige Einwirkung nur dann äußern können, wenn sie seltene und unregelmäßige Unterbrechungen bilden.

Wir wissen aber immer noch nicht, wovon die eigentliche sanitäre Bedeutung, die Heilwirkung, welche die Volksmeinung den Erzeßen seit so langer Zeit zuschreibt, herrühren könnte. Mit dieser Frage haben sich die Diätetiker ebenfalls schon seit langen Zeiten beschäftigt. Der alte, der Magie verdächtige Arzt und Entdecker des Weingeistes Villanova (1235—1312) hat bereits untersucht, wie ein Rausch heilsam werden könne. In seiner Auffassung liegt insofern etwas Wahres, als in dem Erzeße ein Mittel erkannt wird, um einen für die Gesundheit geeigneten Körperzustand herbeizuführen. Ein solcher Teil der wahren Erklärung. In neuerer Zeit ist man der Frage vom darwinistischen Standpunkt näher getreten und hat hier unseres Erachtens besonders der Dirigent der Wasserheilanstalt Neurothal in Wiesbaden, Dr. H. Kühne, durch seine Abhandlung über „die Bedeutung des Anpassungsgegesetzes für die Therapie“ (Leipzig 1878) zur Anbahnung eines richtigen Verständnisses beigetragen. Die organischen Wesen besitzen im allgemeinen

wie im einzelnen das Vermögen, sich den verschiedensten Lebensbedingungen nach und nach anzupassen, in ähnlicher Weise etwa, wie das Auge imstande ist, mittels kleiner Veränderungen der Brennweite seiner Linse bald nahe und bald ferne Gegenstände gleich gut zu erkennen. Beim Menschen geht diese Anpassungsfähigkeit besonders weit, und es gibt bekanntlich nur wenige Tiere, die gleich ihm in allen Breiten und Meereshöhen ausdauern können. In letzter Instanz sind es offenbar die nervösen Organe, die diese Anpassung bewirken, indem sie z. B. die Körperwärme je nach der äußeren Temperatur regulieren, das Herz stärker arbeiten lassen, wenn der Blutumlauf erschwert ist u. s. w.

Diesen Anpassungsmechanismus setzen wir nun offenbar in Tätigkeit, wenn wir plötzlich eine veränderte Lebensweise beginnen, und die gesammten Körperfunktionen gehen dabei aus dem stabilen und eventuell schädlichen Gleichgewichtszustand in ein labiles Gleichgewicht über, aus welchem begreiflicherweise die Rückkehr in den normalen Zustand leichter ist als vorher, etwa wie man bei gewissen Ortsveränderungen und Verdrehungen einzelner Organe im Körper denselben durch Erschütterungen und andere mechanische Eingriffe Gelegenheit gibt, in die richtige Lage, einem verdrehten Schlosse gleich, zurückzuschlagen.

Im Naturzustande werden Menschen und Tiere schon durch die Not des Daseins, durch den Jahreszeitenwechsel, Witterungsverhältnisse u. dergl. gezwungen, genug solcher heilsamen Abwechslungen in ihre Lebensweise zu bringen, um der künstlichen Veranstaltungen in dieser Richtung entbehren zu können. Bald im Nahrungsüberflusse schwelgend, bald hungernd, heute der stärksten Muskelanstrengung bedürftig und morgen der Ruhe hingeeben, des Nachts der Kälte und am Tage dem Sonnenbrand ausgesetzt, sind seine Anpassungsmechanismen stets in derjenigen leistungsfähigen Verfassung, die wir als Abhärtung bezeichnen, vollauf gerüstet, um Schädlichkeiten trotzen zu können, welche diejenigen, denen sich der Kulturmensch ausgesetzt sieht, weit übertreffen. Dieser jedoch, obwohl sein Leben gesünder und vielfach sanitätlich vorteilhafter verläuft, sieht sich genötigt, zu künstlichen Veranstaltungen, Leibesübungen, Bädern, Spaziergängen u. s. w. zu greifen, um die Ausgleichungen zu befördern. Dazu sind Arbeitspausen, Sonn- und Festtage, Ferien und Ferienreisen unbedingt erforderlich und trotzdem, daß sie die Arbeit unterbrechen, dennoch nationalökonomisch von Vorteil, indem sie die Arbeitsenergie unmittelbar erhöhen und die verlorene Zeit bald wieder einbringen helfen. Man gönne daher jedem, und auch sich selber, seinen Sonntag, um auszuruhen und in der einen oder anderen Weise der Natur — man könnte ebensogut sagen: der Unnatur — einen Stoß zu geben!

Soweit Carus Sterne! Wir haben wenig mehr hinzuzufügen. Die treffliche Abhandlung begründet das vom darwinistisch-naturwissenschaftlichen Standpunkte, was das Volk in seiner sehr großen Mehrzahl längst gefühlt hat und wonach es immer sein Leben zu führen bestrebt. Der dunkle Drang der Mehrheit aller Menschen bewährt sich in dieser Richtung wieder einmal als besserer Führer und Berater, wie die massenhafte Apterweisheit neunmalgeschickter Philister.

Die alkoholischen Getränke haben wir somit im allgemeinen weder als erschrecklich gefährliche Feinde zu verfluchen und zu verfolgen, noch als fürtreffliche Freunde zu hätscheln und über uns Herr werden zu lassen. Sie sind nichts weiter als brauchbare und sogar notwendige Mittel zu einem in der Natur des Menschen und durch die sozialen Verhältnisse begründeten Zweck!

Ranoldis Iphigenie auf Tauris. (Siehe Illustration S. 257.)

Und an dem Ufer steh' ich lange Tage
Das Land der Griechen mit der Seele suchend,
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber.

Diese Eingangsvorrede von Goethes hochherrlicher Dichtung „Iphigenie auf Tauris“ (worüber der vorige Jahrgang der „N. W.“ einen ausführlichen Artikel gebracht hat), welche zu den herrlichsten Zamben zählen, die je ein Dichter gebaut, sind ganz dazu angetan, den Pinsel des Malers herauszufordern, um das imponierende Gebilde der Phantasie zu verkörpern. Auf dem Feuerbach war es gegeben, ein

Die Dienstatte. (Illustration S. 249.) Betteln zu müssen, ist schlimm; schlimmer vielleicht aber ist es, um Arbeit betteln zu müssen, besonders wenn man vorher einem Rigorosum unterzogen wird, wie die alte Köchin mit dem gutmütigen Gesichte auf unserem Bilde. Da steht sie klopfenden Herzens, ihren vierströtigen Regenschirm in der einen, ihren Kofferschlüssel in der andern Hand, während die beiden alten Damen, denen sie sich verdingen will, über ihr Geschick entscheiden. Wird es ein Unglück für die Diensthuchende sein, wenn sie von der Hochmütigen zu leicht befunden wird? Schwerlich! Aber, an wie viel Türen wird sie alsdann noch anklopfen müssen, bis sich ihr eine aufthut und sie einen Dienst findet, der sie gegen die bitterste Not schützt!
St.

der Dichtung ebenbürtiges Gemälde zu schaffen. Seine Iphigenie (im stuttgarter Museum), die an der Tempelmauer sitzend, sehnsüchtig nach dem Meer hinausblid, zeigt die glücklichste Vermählung antiker Formenschönheit mit modern romantischer Empfindung. Feuerbach, sagt Pecht, steht seinem Stoff souverän gegenüber, hat die Sprache des Phidias nicht bloß übersezt, sondern nachgedichtet, sie mit dem ganzen Reiz romantischer Stimmungsvoller Malerei zu verbinden gewußt, obwohl er nicht weniger als eigentlicher Kolorist ist. Hat nun aber Feuerbach die jungfräuliche Dianapriesterin allein und ausschließlich als Gegenstand künstlerischer Darstellung ergriffen, die Umgehung aber nur angedeutet, so hat dagegen Edmund Kanold sich die Aufgabe gestellt, die letztere zu betonen. In der Tat ist der Charakter der Situation ganz geeignet, die Phantasie des Landschaftsmalers lebendig anzuregen; es liegt in ihr eine poetische Stimmung, die sich vollkommen in die landschaftliche Darstellung übertragen läßt. Dies ist dem Maler auch in hohem Grade gelungen, so daß sein von unserem Holzschnitt trefflich reproduziertes Gemälde ein würdiges Seitenstück zu dem feuerbachschen abgibt. An schattiger Meeresbucht erhebt sich rechts eine Anhöhe mit dem Tempel der Priesterin, umgeben von hohen, feierlichen Zypressen; im Vordergrund, wo der Ausgang zum Tempel von zwei steinernen Sphingen bewacht wird, steht Iphigenie, an das Postament der einen Sphinx gelehnt, den Blick sehnsüchtig in die Ferne gerichtet. Die feierliche Einsamkeit, welche Iphigenie umgibt, ist von ungemein poetischer Wirkung. Goethe verdanct dieses Motiv dem Gordaeer, wie er dies in einem Briefe aus Torbole vom 12. September 1786 mitteilt. — Edmund Friedrich Kanold ist 1845 in Großrudstedt in Sachsenweimar geboren. Mit neunzehn Jahren war er Schüler von Preller in Weimar. 1869 ging er nach Rom, wo er unter Franz Drebers Einfluß sich ganz der stillen Landschaft zuwandte. Später nahm er seinen Sitz in Karlsruhe, wo er sich namentlich an Ferdinand Keller angeschlossen. Dort entstanden: Hünengrab auf Hügel, Kanossa, der Kuffhäuser, Odysseus auf der Hiegenjagd, Iphigenie am Meeresstrand. Später malte er für den Salon eines Leipziger Kunstmäzens acht Bilder zum Märchen von Amor und Psyche und für einen andern zwei: Kassandra und Antigone. Bedeutend ist ferner seine Sabinerlandchaft. Kanold hat sich um die Erhaltung der Serpentina, des Eichenwalds bei Devana, wo die größten deutschen Landschaftler ihre Studien machten, hoch verdient gemacht. — Es drängt uns hier, auf eine Klippe hinzuweisen, an der schon mancher moderne Künstler, der sein Sujet der Poesie entlehnte, gestrandet ist. Will der bildende Künstler in Farben oder Marmor darstellen, was der Poet in Worten singt, so wird er sein Ziel verfehlen, wenn er ohne weiteres dem Dichter slavisch folgt, er würde damit vom selbständigen Künstler zum Illustriator herabsinken. Hier heißt es ebenfalls: Der Buchstabe tötet, aber der Geist belebt. Jede Kunst spricht ihre eigenen Sprache, und die Mittel, durch welche die Poesie wirkt, sind andere als die, womit Pinsel und Meißel wirken. Ein in der Poesie sehr bezeichnender Tropus kann darum in der bildenden Kunst ganz unstatthaft sein. Entnimmt daher der Maler oder Bildhauer seinen Vorwurf einem poetischen Text, so muß er ihn nach dem Geiste des Dichters ausführen, er muß sinnen, wie er mit seiner Kunst dieselbe Wirkung hervorbringt, die der Poet mit der seinigen erzielt. Schon Lessing hat diese Lehre aus der Laokoongruppe abstrahirt, aber manche unserer modernen Künstler haben ihren Lessing längst vergessen, wenn sie ihn überhaupt gelesen haben. Als Michel Angelo die Erschaffung des Menschen an die Dede der sizilianischen Kapelle malte, wich er ganz bedeutend vom Bibeltext ab, wonach Jehova dem aus einem Erdenkloß gebildeten Menschen den lebendigen Odem in die Nase blies. Ein Stümper hätte Jehova mit aufgeschlagenen Baden in der Nähe von Adams Nase gebildet. Anders Michel Angelo; er bildete Jehova in der Luft schwebend, umgeben von einer Engelschaar. Er streckt die Rechte gegen Adam aus, der ihm matt, sanftmütig verlangend, die Linke hinhält, damit Jehova sie fasse und ihn aufrichte. Die Zeigefinger der beiden Hände sind einander zugekehrt und nur durch einen kleinen Raum getrennt, so daß wir zu gewahren glauben, wie der Geist gleich einem elektrischen Funken überfährt und der Mensch im nächsten Augenblick sich erheben muß, vom Geiste durchströmt. Mit großer Weisheit hat auch Anselm Feuerbach seine Iphigenie, vom goetheschen Text abweichend, sitzend dargestellt, während dagegen Kanold, der den Akzent auf die Landschaft gelegt hat, mit Recht sich dem Dichter angeschlossen.

Tripolitanisches Judenmädchen. (Siehe Illustration S. 261.) Die „Neue Welt“, welche schon mehrfach durch Vorführung verschiedener Frauentypen der Schönheit ihre Huldigung dargebracht hat, macht diesmal ihre Leser mit einer hebräischen Schönen bekannt. Das Judentum war bekanntlich zu allen Zeiten von Jehova mit hübschen Töch-

tern gesegnet, selbst den widerlichen Ehylos der mittelalterlichen Ghettis (Zubengassen) sind oft genug reizende Zeffikas entsprossen, welche den christlichen Klienten ihrer projektierenden Väter in die Augen stachen, und selbst ein Byron begeistert sich für „die Verggazzell“ auf Judas Fels“. Kein Wunder; soll doch die Erzamma Sarah, wie uns das Buch Genesis erzählt, so schön gewesen sein, daß ihr glücklicher Gemahl Abraham bei einer Reise durch Egypten sie für seine Schwesster ausgab, aus Besorgnis, Seine Majestät Pharao der soundjovielste werde ihn morden lassen (anderswo wäre er vielleicht Geheimrat geworden); was freilich ein bedenkliches Licht auf die Moral des Patriarchen wirft, in dessen Schoß wir einst zu kommen hoffen. Wie eine palästinische Schöne zur Zeit der höchsten Blüte des Reiches Israel ungefähr ausgehien hat, können wir aus dem biblischen Hohelied ersehen, wo der entzückte Salomo, der sich auf Frauenschönheit so gut verstand wie auf die Steuererschraube — soll doch sein Harem nicht weniger als tausend Weiber enthalten haben — die Reize seiner Sulamit in nicht durchweg geschmackvollen Bildern ansingt, z. B.: „Dein Hals ist wie ein elfenbeiner Turm. Deine Augen sind wie die Teiche zu Hesbon am Tor Batrabbim. Deine Nase ist wie ein Turm auf Libanon, der gegen Damaskus siehet.“ Schon die Geliebte des sog. „weisen“ Königs scheint sich demnach eines respektablen Gesichtsbekers erfreut zu haben, womit S. Seine widerlegt ist, welcher die Größe des jüdischen Niechorgans aus dem Umstande erklären wollte, daß Jehova sein auserwähltes Volk mit der Hoffnung auf die Ankunft des Messias so viele Jahrhunderte an der Nase herumgeführt hat. Auch die Nase der Schönen unseres Bildes ist nicht zu kurz gekommen, ohne übrigens durch Uebermaß die Proportionen des gewinnenden Antlitzes zu stören. Der kräftige Kopf mit den markirten edlen Zügen und dem bräunlichen Inlarnat repräsentirt den weiblichen Typus der spanisch-arabischen Juden, welche seinerzeit ihren übrigen Stammesgenossen an Bildung und Charakter weit überlegen waren, aus deren Kreis ein Spinoza hervorging. St.

Künstlertoilette. (Siehe Illustration S. 265.) Ein Blick hinter die Coulissen zerstört zwar in der Regel ganz grausam die Illusionen des Lampenlichts und die Priester der höheren wie der vulgären Muse machen nichts weniger als einen priesterlichen Eindruck, wenn sie ihrer heroischen Attribute entkleidet sind. Dennoch hat der Pinsel des Malers nicht sehligegriffen, der uns den Anblick einer Kunstrettertruppe gewährt, wie sie kurz vor der Vorstellung Toilette macht. Ein recht niedliches Stück Leben solcher ambulanter „Künstler“ läßt er vor unsern Augen sich entfalten, jede Figur der reichbelebten Szene, von dem älteren Manne, der eben sein Angesicht trocknet, bis zu dem künstlich fabrizirten Negerknaben und dem klugen Pudel unter dem Araber, der sich nun auch bald produzieren darf, weiß uns Interesse abzugewinnen. Am längsten aber hasset unser Blick an der schmutzigen Dirne, die mit ihrer Friur beschäftigt ist und nun den Filztaut anlegen wird, in dem sie als Miß Katarinador die Herzen junger Laffen bestriden wird, obgleich sie eine gute Schwäbin und auf den ehrlichen Namen Käterle getauft ist. Uebrigens scheint sie's auch dem Burschen angetan zu haben, der den Kopf auf den linken Arm gestützt, sie unabläßig anschaut. Er denkt wohl: In diesem Negligé gefällt sie mir besser als in dem gleichenden Land, mit dem sie sich im Zirkus präsentiren muß. Und wahrlich, der Bursche hat so Unrecht nicht. St.



Auflösung des Rebus in Nr. 9:

Man kann in den prächtigsten Gefäßen auch Gift finden.

Inhalt: Vom Baume der Erkenntnis. Roman von J. Zadek. (Fortsetzung.) — Ein Märtyrer unter den Haustieren. Von Dr. Richard Ernst. — Serena. Eine venetianische Novelle von Max Vogler. (Fortsetzung.) — Ueber die Nutzlosigkeit der Tier-Bivisektion als wissenschaftlicher Untersuchungsnetode. — Der Alkohol — Todfeind oder Gutfreund? Kulturgeschichtliche Studie von Bruno Weiser. (Schluß.) — Die Dienstatte. (Mit Illustration.) — Kanold's Iphigenie auf Lauris. (Mit Illustration.) — Tripolitanisches Judenmädchen. (Mit Illustration.) — Künstlertoilette. (Mit Illustration.) — Rebus. — Gemeinnütziges. — Mannichsalfiges.